Gottscheds pädagogische Ideen.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät

der

Universität Leipzig

vorgelegt

von

Alfred Römer

aus Elsterberg.

Halle a. S.

Druck von Ehrhardt Karras

1911

Angenommen von der II. Sektion auf Grund der Gutachten der Herren Meumann und Volkelt.

Leipzig, den 23. Oktober 1911.

Der Prokanzellar.
Brandenburg.

Die Arbeit erscheint unter dem Titel „Gottscheds pädagogische Ideen. Ein Beitrag zur Würdigung J. C. Gottscheds“ als selbständige Schrift im Verlag von Max Niemeyer in Halle a. S.

R66g

Dem Andenken meiner lieben Eltern!

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/gottschedspadago00rome

„Wohl dem, der seinen Vorzügen gemäß wandelt und sich bei allem, was er tut, darauf besinnt, daß er ein Bürger in der Stadt des allervollkommensten Monarchen ist!"

Gottsched, im Jahre 1730.

Aus den Tagen meiner Gymnasialzeit ist mir jene Stelle aus Goethes „Dichtung und Wahrheit" in lebhafter Erinnerung geblieben, an der sich Goethe über seinen Besuch bei Gottsched in Leipzig äußert. Es heißt dort im 7. Buch des zweiten Teiles:

„Wir traten hinein zu einer sonderbaren Szene; denn in dem Augenblick trat Gottsched, der große, breite, riesenhafte Mann, in einem gründamastnen, mit rotem Taft gefütterten Schlafrock zur entgegengesetzten Tür herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt sein; denn der Bediente sprang mit einer großen Allongeperücke auf der Hand (die Locken fielen bis an den Ellenbogen) zu einer Seitentür herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockener Gebärde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perücke von dem Arme des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Tür hinauswirbelte, worauf der ansehnliche Altvater uns ganz gravitätisch zu sitzen nötigte und einen ziemlich langen Diskurs mit gutem Anstand durchführte."

Einer andren Stelle bei Goethe, an der jener Mann ebenfalls beschrieben wird, möchte ich hier noch gedenken.

Gottsched hatte eine notorische Abneigung gegen den Hexameter; eben darum geht Goethe im poetischen „Brief an J. J. Riese vom 30. Oktober 1765" in diese Versart über und sagt:

„Gottsched, ein Mann, so groß, als wär' er vom alten Geschlechte
Jenes,[1]) der, zu Gad im Land der Philister geboren,
Zu der Kinder Israels Schrecken zum Eichgrund hinabkam.

[1]) Vgl. 1. Samuelis 17, 2—4.

Ja, so sieht er aus, und seines Körperbaus Größe
Ist, er sprach es selbst, sechs ganze Pariſiſche Schuhe.
Wollt ich recht ihn beschreiben, so müßt ich mit einem Exempel
Seine Gestalt dir vergleichen, doch dieses wäre vergebens.
Wandelst du, Geliebter, auch gleich durch Länder und Länder
Von dem Anfang herauf bis zu dem Untergang nieder,
Würdest du dennoch nicht einen, der Gottscheden ähnlichte, finden.
Lange hab' ich gedacht und endlich Mittel gefunden,
Dir ihn zu beschreiben, doch lache nicht meiner, Geliebter!
Humano capiti cervicem jungens equinam[1])
Derisus a Flacco non sine jure fuit.
Hinc ego Koelbeliis imponens pedibus magnis
Immane corpus crassasque scapulas Augusti,[2])
Et magna magni brachiaque manusque Rolandi,
Addensque tumidum morosi Rostii[3]) caput
Ridebor forsan? Ne rideatis amici! . . .
Nun nimm, geliebter Freund, die jetzt beschriebnen Stücke,
So zeiget, glaub' es mir, sich Gottsched deinem Blicke!
Ich sah den großen Mann auf dem Katheder steh'n,
Ich hörte, was er sprach, und muß es dir gesteh'n:
Es ist sein Fürtrag gut, und seine Reden fließen
So, wie ein klarer Bach. Doch steht er gleich dem Riesen
Auf dem erhabnen Stuhl. Und kannte man ihn nicht,
So wüßte man es gleich, weil er stets prahlend spricht.
Genug, er sagte viel von seinem Kabinette,
Wie vieles Geld ihn Das und Jen's gekostet hätte."[4])

— — Ich war — offen gestanden — angenehm überrascht, bei diesem fürchterlichen „Ungeheuer" so manchen vernünftigen Gedanken zu finden, was ich nach der Vorstellung, die ich mir von Gottsched gebildet hatte, nie erwartet hätte. Es hat wohl viele Menschen gegeben, die auf Grund ihres Vorurteils an Gottsched, dem alten Pedanten, vorübergegangen sind, ohne ihn nur auch ein klein wenig selbst zu Worte kommen zu lassen.

Gewiß ist es da mit Freuden zu begrüßen, daß in Eugen Reichel der Gottschedforschung ein tatkräftiger Vorkämpfer erstanden ist. Wenn ich mich auch bewußt von der Reichelschen Neigung, bei

[1]) Vgl. den Anfang von Horazens Epistel an die Pisonen.

[2]) Goethes eigne Anmerkung: „Du kennst ihn doch, den dicken Schornsteinfeger."

[3]) Desgl.: „Du wirst dich noch des Fuchsen Vaters erinnern."

[4]) Vgl. Goethes Aufsatz über „Julius Cäsars Triumphzug, gemalt von Mantegna". Bild 10: „Unter den Lebendigen habe ich niemanden gesehen, der ihm zu vergleichen wäre, außer Gottsched."

Gottsched alles für gut zu befinden, fernhalten möchte, so hat mir doch Reichel vortreffliche Dienste geleistet, insonderheit seine handliche Gottschedausgabe.

Schüchtern wagt sich heute mein Büchlein in die Welt hinaus; sein Zweck ist, in der Hauptsache Gottsched selbst zu Worte kommen zu lassen. Man darf meiner Meinung nach nicht mehr an ihm, als an einer lächerlichen Person, vorübergehen, wie es lange Zeit geschah. Seine Schwächen sind nicht zu übersehen, aber das Gute in seinen Schriften müssen wir durchaus beachten.

An dieser Stelle spreche ich meinem verehrten Herrn Direktor Heuer für seine liebenswürdige Hilfe bei der Korrektur der Druckbogen meinen besten Dank aus.

Schkeuditz, den 30. Oktober 1911.

Der Verfasser.

Inhaltsangabe.

Seite

Quellen- und Literaturnachweis XIII

1. Abschnitt: Zur Einführung.

1. Kapitel: Gottsched als Volkserzieher. (Die „V. T." — eine große Lebenspädagogik. Verhältnisse zur Zeit von Gottscheds Auftreten) 1

2. Kapitel: Mißstände in Erziehung und Bildung in der Zeit Gottscheds nach Gottscheds eigner Schilderung. (Der Grillenfänger, der galant homme, Narcissus sind schlecht erzogen und schlechte Erzieher. Torheiten am Sonntag. Loquax. Torheiten bei jungen Mädchen, im Verkehr zwischen beiderlei Geschlecht, in Fragen der Eheschließung, Mißstände in der Ehe. Auslandsliebe. Große Unwissenheit der Eltern) 3

3. Kapitel: Die Macht der Exempel. (Einwirkung auf Gemüt, Intellekt, Willen. Vorbild der Eltern) 13

2. Abschnitt: Das Elternhaus.

4. Kapitel: Pflicht und Ziel der Erziehung im allgemeinen. (Gottsched — Praktiker, kein Theoretiker. Pflicht und Ziel der Erziehung im Wesen des Menschen begründet) 17

5. Kapitel: Beginn der Hauserziehung 18

6. Kapitel: Gottscheds Protest gegen das Ammenunwesen . . 19

7. Kapitel: Der Mutterberuf. (Grobe Vernachlässigung, verschieden begründet. „Philosophische" Erziehung, auf Seelenkenntnis beruhend. Ungleiche Liebe der Eltern. Xantippe. Berechtigung von ungleicher Liebesbezeugung. „Mutterschule" vor Gottsched) . . . 21

8. Kapitel: Pädagogik unter dem Gesichtspunkte der Vernunft. (Gemüt und Intellekt. Verstand und Vernunft. Wecken der Vernunft. Vernünftiger Geschmack. Vernunftgemäß denken und leben. Gegen den Aberglauben. Vernunftlehre und Metaphysik. Ergebnis) 27

9. Kapitel: Pädagogik unter dem Gesichtspunkte der Religion. (Weltweisheit und Religion. Katholizismus und Protestantismus. Natur und Offenbarung. Gnade und Moral. Frau Dr. Reichel — ein Muster der Gottesfurcht) 36

3. Abschnitt: Die Schule.

Seite

10. Kapitel: Schule und Elternhaus. (Schule neben Elternhaus. Hofmeistererziehung. Verschiedene Schularten. Geringe Erfolge des damaligen Schulbetriebs) 41

11. Kapitel: Der Mädchenunterricht. (Exempel des wohlhabenden Mannes auf dem Lande. Vater der Marilis. Tochter der Xantippe. Grenzen des Mädchenunterrichtes. Keine Unfähigkeit des weiblichen Geschlechts, andre Gründe. Ein gewisser Unterschied in der Leistungsfähigkeit der beiden Geschlechter wird doch zugegeben. Gefahren der Gelehrsamkeit für Frauen. Dauer und Gebiete des Mädchenunterrichtes) 43

12. Kapitel: Der Unterricht in der Muttersprache. (Bisherige Vernachlässigung und Bevorzugung fremder Sprachen und Flickwörter. Kampf gegen Latinismus. Gottscheds „Sprachkunst". Nachweis: Die deutsche Sprache ist eine gelehrte Sprache. Daher: deutsch reden! Zweck der Schulbücher. Ferner rein deutsch reden! Vernünftig deutsch reden! Rechtschreibung. Schlechte und gute Aussprache. Merkwürdige Liebesbriefe. Anmut als Merkmal einer gelehrten Sprache? Einfluß guter Schriftsteller auf den Stil, insonderheit deutscher Meister, aber auch ausländischer, dem Volke durch gute Übersetzungen zugänglich gemachter Muster. Zusammenhang der Schule mit den Vorgängen in der Gelehrtenwelt. Die Schriften der deutschen Gesellschaft in der Hand der Schüler. Betrachtung über die im Meßkatalog angekündigten Bücher. Abschluß) 50

13. Kapitel: Der Unterricht in alten Sprachen. (Einführung. Konnte G. Griechisch? Unterschätzung der alten Sprachen. Gegen den humanistischen „Formalismus". Beide Geschlechter können von den Alten lernen. Methode der Lektüre. Beurteilung. Alte Sprachen und Muttersprache. Fortschritt der Neuzeit über die Antike. Ergebnis) 66

14. Kapitel: Der Unterricht in modernen Sprachen. (Rücksichtnahme der Schule auf praktische Berufe. Muttersprache als Grundlage. Fremdsprachlicher Mädchenunterricht. Warnung vor Überschätzung. Realschulbestrebungen. Würdigung) 74

15. Kapitel: Die Erziehung unter nationalem Gesichtspunkte. (Gottscheds Forderungen. Würdigung derselben im Hinblick auf offenkundige Mißstände im Leben der Gegenwart) 77

16. Kapitel: Der Unterricht in den freien Künsten. (Im allgemeinen. Zeichnen — Anschauung. Beredsamkeit. Nur Vorübungen in der Schule. Schulkomödien. Dichtkunst. Würdigung) 81

17. Kapitel: Fragen der Methode. (Begründet im Ziel der Erziehung. „Spielgarten." Einpauken und Anschauung. Strafen und Ersatz derselben. Belohnungen. Zwang. Würdigung) . . 88

4. Abschnitt: **Die Hochschule.** Seite

18. Kapitel: Stellung der Universität und der Studenten. (Rückblick und Übergang. Voraussetzungen für ein erfolgreiches Studium. Triennium. Die Vermögensfrage in ihrem Einfluß auf die Studien. Natürliche Begabung der Studierenden. Äußeres Verhalten. Freiheit der Studienzeit im Gegensatz zum Schulzwang in der Gegenwart) 98
19. Kapitel: Das Studium der deutschen Sprache. (Universaler Charakter der Hochschule. Deutsche „Akademie". Förderung der german. Philologie. Gottscheds Grammatik. Sprachbereicherung. Deutsche Gesellschaften: Ziel, Satzungen, Leistungen, im ganzen = das Ideal Gottscheds hinsichtlich der Pflege des deutschen Studiums) 103
20. Kapitel: Das Studium der Rhetorik. (Rednergesellschaften. Gottscheds Meister. „Ausführliche Redekunst." Philosophische Studien als Voraussetzung erfolgreicher rhetorischer Studien. Theoret. Lektionen u. prakt. Übungen. Einfluß auf Kanzelrede) . 109
21. Kapitel: Das Studium der Poetik. (Voraussetzungen. Unnatürliches ist zu vermeiden. Nachahmung. Gottscheds Meister. Reimlose Übersetzungen. Lyrik. Schauspiele und ihr Inhalt, Ziel; Form derselben. Würdigung) 112
22. Kapitel: Das Studium der Weltweisheit. (Ihre bisherige Zurücksetzung, ihr Nutzen. Voraussetzung für wahre Gelehrsamkeit. Grundlage für Theologie, Jurisprudenz, Medizin. Gründliches Studium ist erforderlich. Eklektiker und Sektarier. Gottscheds philosophisches Interesse: ernst gemeint, naturwissenschaftlich, praktisch orientiert? Literaturinteresse. Würdigung) 118
23. Kapitel: Der Hochschullehrer und seine Aufgabe. (Lehrerstand u. Volk. Hochschullehrer u. Weltweisheit. Hochschullehrer und Studenten) 128
24. Kapitel: Von den Büchern. (Vom Büchersammeln, vom Bücherschreiben, vom Bücherlesen. Frauenzimmerbibliotheken) 134
25. Kapitel: Das „Akademische Frauenzimmer". (Mädchenerziehung. Frauenzimmer-Akademie u. -Hochschule. Emanzipation) 136
26. Kapitel: Von den Akademischen Würden. (Voraussetzungen für Erlangung derselben, Promotionen auch in modernen Wissenschaften. Mißbrauch der Würden) 139
27. Kapitel: Abschluß 141

Literaturnachweis.

A. Quellen.

Gottscheds Werke, herausgeg. von Reichel, im Auftrag der Gottsched-Gesellschaft, soweit erschienen.

Außerdem: Gottsched, Die vernünfftigen Tadlerinnen. Leipzig und Hamburg, 1. u. 2. Aufl.

Gottsched, Erste Gründe der gesammten Weltweisheit, darinn alle philosophischen Wissenschaften in ihrer natürlichen Verknüpfung in zween Theilen abgehandelt werden. Leipz., 1. Aufl. (1733) und 6. Aufl. (1756). 2 Bde.

Gottsched, Versuch einer critischen Dichtkunst für . . . überall aber gezeigt wird, daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe. Leipz. 1737, 2. Aufl.

Gottsched, Ausführliche Redekunst nach Anleitung der alten Griechen und Römer wie auch der neueren Ausländer in zween Theilen verfasset und zw. mit den Zeugnissen der Alten und Exempeln der größten deutschen Redner erläutert. Leipz. 1759, 5. Aufl. und 1739, 2. Aufl.

Gottsched, Vorübungen der lateinischen und deutschen Dichtkunst zum Gebrauch der Schulen. Leipz. 1760, 2. Aufl.

Gottsched, Vorübungen der Beredsamkeit zum Gebrauch der Gymnasien und größeren Schulen aufgesetzt. Leipz. 1754.

Gottsched, Die deutsche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten. 6 Bde. Leipz. 1742/50.

Gottsched, Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, oder Verzeichniß aller deutschen Trauer-, Lust- und Singspiele . . . Leipz. 1757.

Gottsched, Kern der deutschen Sprachkunst . . . Wien 1778.

Gottsched, Herm. Peter Baylens . . ., histor. u. krit. Wörterbuch . . . übersetzt . . . 4 Bde. 1741—44.

Gottsched, Historische Lobschrift des weiland hoch- und wohlgeborenen Herrn Christians, des H. R. R. Freyherrn von Wolf . . . Halle 1755.

Gottscheds Gedichte, herausgeg. von Joh. Joachim Schwabe. Leipzig 1736.

(Gottsched), Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, herausgegeben von einigen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft in Leipzig. 1732 ff.

Gottsched, Das Neuste aus der anmutigen Gelehrsamkeit. Leipz. 1751 ff.

Gottsched, Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften der freien Künste. 1745 ff.

Gottsched, Der Biedermann. 1727.

B. Literatur.

Reicke, Zu Joh. Christ. Gottsched's Lehrjahren auf der Königsberger Universität. Königsberg 1892.

Krause, Gottsched und Flottwell, die Begründer der deutschen Gesellschaft in Königsberg. Leipz. 1893.

Danzel, Gottsched und seine Zeit (mit Auszügen aus seinem Briefwechsel). Leipz. 1848.

Kürschners Deutsche National-Literatur, Bd. 42. Berlin u. Stuttgart: Joh. Christ. Gottsched u. die Schweizer J. J. Bodmer u. J. J. Breitinger, herausgeg. von Crüger.

Waniek, Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit. Leipz. 1897.

Wolff, Gottscheds Stellung im deutschen Bildungswesen. Kiel u. Leipz. 1895. 1897.

Reichel, Gottsched. Berlin 1908.

Brucker, Bildersaal heutiges Tages lebender . . . Augsburg 1744.

Bernay, J. W. v. Goethe und J. C. Gottsched. 1880.

Gottsched-Halle, Zeitschrift 1902 ff. Berlin.

Deutscher Schulmann, Pädagog. Monatsblatt. IV, 1901.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. XIX, 1909. Berlin.

Andere Literatur über Gottsched s. im Text.

Zeller, Pestalozzi und Rousseau. Frkft. 1851.

Israel, Pestalozzibiographie in Kehrbach, Monumenta G. p. Berlin 1903.

Heubaum, Joh. Heinr. Pestalozzi in Lehmann, die großen Erzieher. Berlin 1910.

Wiget, Pestalozzi und Herbart im Jahrbuch für wissensch. Pädagogik. 1891. 92.

Knöppel, Fénelon in Schrödels pädag. Klass. Halle 1901.

Otto, A. H. Francke, Halle 1902 in Schrödels pädag. Kl.

Diestelmann, J. L. Basedow, Leipz. 1897.

RESERVED BOOK CALL SLIP

I **promise to return** this book before leaving the library.

Call number

301
M14i8
cop3

E. Middleton

Signature

Reserved books taken over night must be **returned before 9 a. m.** next day (except when a holiday or Sunday intervenes.)

The **fine** is 25 cents for the first hour or fraction thereof and 5 cents for each succeeding hour until the book is returned.

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

By Mrs. Rachael Johnson

Ranke, J. J. Hecker, der Gründer der Königl. Realschule. Berlin 1847.
Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. 2. Aufl. Leipz. 1897.
v. Raumer, Geschichte der Pädagogik. 1902.
Schmid, K. A., Geschichte der Erziehung. 1884 ff.
Schorn, Geschichte der Pädagogik in Vorbildern und Bildern. Leipzig 1903.
Falckenberg, Geschichte der neueren Philosophie. 6. Aufl. Leipz. 1908.
Weimer, Geschichte der Pädagogik. Göschen, Leipz. 1906.

Andre, nur stellenweise benützte Bücher sind im Texte angegeben. — Die die „V. T." betreffenden Fußnoten sind die Randnoten der in erster Linie benützten Reichelschen Ausgabe.

I. Abschnitt.

Zur Einführung.

1. Kapitel.

Gottsched als Volkserzieher.

Das menschliche Leben soll eine immerwährende Ausübung der Weisheit sein, eine beständige Schule der Vernunft und Tugend. Diesen Gedanken, den Gottsched 1728 in seiner Rede zum Lobe der Weltweisheit[1]) ausspricht, will ich einführend an die Spitze der Darstellung des Gottschedschen Erziehungsideals stellen. Wir werden sehen, daß es fast verblüffend ist, wie treffliche Winke für Erziehung und Bildung dieser vielgeschmähte Pedant in seinen Schriften gibt, im Kampfe für Aufklärung und Volksbildung geschrieben, von denen viele es wert sind, auch noch in unserer Gegenwart beachtet zu werden. So soll Gottsched nicht in dem Winkel bleiben, in den man ihn bald nach seiner Blütezeit legte.

Das eben Gesagte gilt nicht zum wenigsten gleich von Gottscheds erster größeren literarischen Leistung, von der Zeitschrift vom Jahre 1725, den „vernünftigen Tadlerinnen". In diesen Heften finden sich tatsächlich, trefflich angewandt auf die Praxis, die Richtlinien und Grundideen einer „großen Lebenspädagogik",[2]) wie sie Gottsched immer wieder in seinen zahlreichen Schriften erneuert in der edlen Absicht, das deutsche Volk seiner Zeit zu einer edleren Lebensauffassung und Lebensführung zu erziehen. Wie nun damals seine Schriften, insbesondere die „Tadlerinnen", nicht erschienen, ohne bald das öffentliche Interesse auf sich zu ziehen, so wird sich vielleicht hier und da der Leser von heutzutage von Gottsched auf manche mehr oder weniger bewußte Unsitte der Lebensweise und

[1]) Gottsched, Ausg. von Reichel, Bd. 6.

[2]) Reichel Bd. I, S. XXII.

Gewohnheiten aufmerksam gemacht fühlen; er wird dann Gottsched, dem klugen Hauslehrer nach der Art des Sirach,[1] seine Zustimmung nicht versagen dürfen.[2])

Als Gottsched seinen Kampf begann[3]) (um 1725), sah es in Deutschland noch recht finster aus. Reichel mag nicht ganz unrecht haben, wenn er in seiner Gottschedbiographie sagt, den Aufklärungsbestrebungen einzelner Männer jener Zeit gegenüber, hielten „unheilvolle Wächter des Glaubens alle Tore, durch welche der neue Geist des Fortschrittes hätte einziehen können, sorgfältig besetzt". Gottsched ging ans Werk, getrieben von treuester Vaterlandsliebe, die seinem Volke helfen wollte, sich in seinem ganzen Denken und Tun emporzuringen. Mag auch klein wenig Eitelkeit bei Gottsched bewirkt haben, daß er sich in seiner Vielschreiberei gefiel, — man darf ihm nicht das Talent zu seiner erzieherischen Tätigkeit absprechen. „Der durch echte Gelehrtenbildung vertiefte Geist des Vaterlandsfreundes und die edel gehobene Leidenschaft des freidenkenden Volksmannes in Gottsched gaben ihm das Zeug zu einem volkstümlichen Wirken für die Erziehung seines Volkes."[4]) Man darf wohl sagen, daß schon der Titel seiner ersten Erziehungsschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen" originell ist, insofern als er es wagte, seine Zeitschrift als von Frauen herausgegeben erscheinen zu lassen. Dieses war für die damalige Zeit durchaus etwas Neues, denn in der Hauptsache redete die Frau auf geistigem oder schöngeistigem Gebiete nicht mit, sie galt noch vielfach für ein „untergeordnetes, geistig und sittlich minderwertiges, dem eigentlichen Menschen, d. h. dem Mann, in keiner Weise zu vergleichendes Wesen".[5]) Wie mochte es da um die Erziehung der Mädchen bestellt sein? Was für Mütter mußten später aus diesen Mädchen werden? Gilt doch der Satz: Wer erziehen will, muß selbst erst erzogen sein, wer lehren will, muß selbst gelernt haben. Dieses beleuchtet den Zusammenhang von Lernen und Lehren, von Erzogenwerden und Erziehen. Und wo die mit

[1]) „Vern. Tadl." bei Reichel I, S. 1.

[2]) Wustmann schreibt über die Wirkung der „Tadlerinnen" in der Schrift „Aus Leipzigs Vergangenheit" 1885, S. 212/13: „Nicht lange, so gerieten die „Tadlerinnen" auch mit der Zensurbehörde in Konflikt. Sie hatten sich nicht damit begnügt, ihre moralischen Abhandlungen mit hypothetischen Beispielen zu illustrieren, sondern hatten wiederholt ihre Figuren direkt aus der Leipziger Gesellschaft entlehnt, daß man mit Fingern auf sie weisen konnte."

[3]) Vgl. Reichels Gottschedbiographie S. 155 ff.

[4]) A. a. O. S. 156. [5]) Ebenda S. 158.

Erziehung und Ausbildung beauftragte Person dieser Voraussetzung nicht entspricht, da ist es eben um die Kindererziehung recht übel bestellt.

Wie groß ist das Verhängnis, wenn mit dem Erziehungsgeschäft eben solche ungelehrte und unerzogene Personen beauftragt sind! Wieviel Unheil und Unglück entsprießt nicht diesem Verziehen! Gar viel Laster und Torheiten hat Gottsched zu tadeln und zu brandmarken! Wenn ich mich zunächst dabei aufhalte, aus Gottscheds Schriften heraus das „der Erneuerung bedürftig Vorhandene“ [1]) zu schildern, — die Mißstände seiner Zeit, so werde ich nicht ganz eine Vorausnahme des Späteren vermeiden können; indessen geht ja auch Gottsched selbst in der Hauptsache diesen Weg, daß er der eröffnenden Darstellung des Tadelnswerten die Kritik folgen läßt und dann die Erziehungsarbeit in Angriff nimmt. Vielfach geht auch die Schilderung der verbesserungsfähigen Zustände mit der vorwiegend satirischen Kritik Hand in Hand.[2])

---

2. Kapitel.

Mißstände in Erziehung und Bildung in der Zeit Gottscheds nach Gottscheds eigener Schilderung.

Vater und Mutter im Elternhause, der Lehrer in der Schule — sie müssen gründlich für den Erziehungsberuf vorbereitet,[3]) schon frühzeitig erzogen werden, damit ihre Zöglinge gute Fortschritte machen in „Vernunft und Tugend“. Wie ganz anders die offenkundigen Resultate der Erziehung! Gewiß darf man aus dem Benehmen und Zustand der Kinder Rückschlüsse machen auf die Erziehung, die die Kinder genossen, — nach der schlechten wie nach der guten Seite. So ist z. B.[4]) der Vater des Kopernikus weit glücklicher zu schätzen als unzählige Eltern, „deren übrige Ehre dadurch sehr verdunkelt wird, daß sie durch unartige Zweige in den Verdacht einer nachlässigen Kinderzucht geraten“. Einige Typen, die sich Gottsched ausgemalt hat, wollen wir nun betrachten.

---

[1]) A. a. O. S. 168. [2]) Ebenda S. 189.

[3]) Reichel, Gottschedbiogr. 188 f.

[4]) Gedächtnisrede auf Nikolaus Kopernikus von 1743, bei Reichel VI, S. 123 ff.

Wie kann wohl „ein ungereimter Grillenfänger",[1]) der alles, „was nicht mit seinen wunderlichen Einfällen übereinkommt", meistert, aber nicht gewahr wird, daß sich dieselben unmöglich ausführen lassen, mit Erfolg die Entfaltung der Kindesseele unter vernünftigen Gesichtspunkten leiten? Was gilt ferner von einem galant homme,[2]) einem jungen, wohlhabenden Menschen, der seinem Herzen keine Freude wehrt, seine Zeit mit Lustbarkeiten, Essen, Trinken und Schlafen zubringt, und, wenn es hoch kommt, einige Leibesübungen treibt, um sich dadurch bei den Leuten, die darauf sehen, beliebt zu machen?[3]) Mag er, der sich dem Genießen, Schmeicheln, Kaffeesitzen usw.[4]) ergeben hat, einst der rechte Erzieher zur Tugend werden?

Oder was für eine Erziehung fürs Leben mag ein eitler Fant wie Narcissus erhalten haben,[5]) der einem Frauenzimmer derartig den Hof macht, daß er die tollsten Streiche fertig bringt, Fensterpromenaden täglich, ohne müde zu werden, vollführt, der seine Angebetete mit Geschenken überhäuft, ihr Bild auf seiner Brust trägt, ihr Monogramm auf jedes Stück Papier kritzelt? Hat er einmal einen freundlichen Blick von ihr erhalten, streicht er den Tag am Kalender rot an, läuft seiner Placidia[6]) zuliebe ungeladen in eine Gesellschaft; vor aller Welt läßt er seine Torheit sehen,[7]) weicht keinen Schritt von ihr, verdirbt es dadurch mit allen anderen und schließlich selbst mit seiner Angebeteten, die nicht den Neid und Haß der übrigen auf sich laden will und ihn deshalb kühl behandelt[8]) usw.

„Sieht[9]) man die Torheiten nicht am meisten vor den Kirchtüren?" Die Mannspersonen stehen alle an einem Orte, „wo sie von ihren vorbeikommenden Schönen ihre Schicksale erwarten wollen".[10]) Und in der Kirche stellt sich Florimundo an einen Platz, wo er Rosimene immer betrachten kann.[11]) Ich will hier gleich erwähnen, daß Gottsched das törichte Gebaren in der Kirche in überzeugender Weise verurteilt in seinem Traum,[12]) in dem er „die wahre Beschaffenheit der Kirchgänger, mit Tieren verglichen" sieht. Außer wenigen denken und tun alle anderes als Gott dienen. „In-

---

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 5.
[2]) A. a. O. S. 80 ff.
[3]) A. a. O. S. 86 f.
[4]) Ebenda S. 80.
[5]) Ebenda S. 22 ff.
[6]) Ebenda S. 124.
[7]) Ebenda S. 126.
[8]) Ebenda S. 127.
[9]) Ebenda S. 144.
[10]) Ebenda S. 145.
[11]) Ebenda S. 338.
[12]) Ebenda S. 291 ff.

sonderheit unser Frauenzimmer" fängt an, sich „ganz frei" oder vielmehr wild aufzuführen.[1]) Garrula schwatzt ohne Scheu und macht während der Predigt eine vollständige Spezialhistorie ihrer Nachbarschaft, ja der ganzen Stadt, welche sie zugleich mit ihren Anmerkungen begleitet. Schließlich scheut sie sich auch gar nicht, ihrem Geliebten im Gotteshause eine Blume zu überreichen.[1])

Gerade Sonntags gibt es die beste Gelegenheit zur Benutzung dreier Stücke, der Brille, die Fehler der Menschen zu betrachten,[2]) welche die Kraft hat, alle Splitter in Balken zu verwandeln, des Fernglases, das verkehrt ans Auge gesetzt zur Beurteilung der guten Eigenschaften der Leute geeignet ist, und der Hechel zum Durchziehen aller vorkommenden Dinge, nicht sowohl von Lastern und Torheiten, als vornehmlich natürlicher Fehler.[3]) Das Laster der Lästerung ist gemeiniglich verknüpft mit dem Neide und mit dem Stolz.[4]) In seiner Dummheit bildet man sich leicht viel ein, es gibt viele, die sich wie Simplex und Simplicia zu Spöttern über andere aufwerfen.[5]) Auch hier beginnt „unser Frauenzimmer" sich unliebsam bemerkbar zu machen, indem sie „ihr spöttisches Wesen" merken läßt. Untereinander geben sie den vorübergehenden Männern schimpfliche Namen usw. Es ist ja richtig, daß das weibliche Geschlecht mit dem Fehler der Schwatzhaftigkeit mehr behaftet ist als die Männer. Dies kommt aber daher, weil es mehr müßige Stunden hat. Die Arbeit erfordert nicht so viel Nachsinnen, daß sie gleichzeitiges Schwatzen ausschlösse. Das Gemüt will immer beschäftigt sein, drum nimmt es seine Zuflucht zur Gassenfama.[6]) Gottsched meint hierüber im Quodlibet auf die Kürtzel- und Pönicksche Hochzeit:[7])

„Verflucht das Zeitungstragen,
Viel reden, wenig sagen."

Es gibt aber unter den Männern auch so manchen, der mit vielen Worten wenig sagen kann.[8]) Wo diese in Gesellschaft kommen, führen sie das Wort. Ein solcher Loquax wird, wenn er gefragt ist, „alle Geheimnisse offenbaren, die Körbe, die er bekommen, herzählen", die Partien, die ihm nicht anstehen, nennen, seine Einkünfte berechnen" usw.[8]) Mit ihren Liebeszufällen handeln die Prahler

---

[1]) A. a. O. S. 294.
[2]) Ebenda S. 427.
[3]) Ebenda S. 428.
[4]) Ebenda S. 431.
[5]) Ebenda S. 4.
[6]) Ebenda S. 153.
[7]) Reichelausgabe Bd. V, S. 184 f.
[8]) „V. T." 2. Aufl., S. 154.

aus lächerlichem Hochmut so offenherzig. „Ihr meint, eure Zuhörer sollen eure Vorzüge erkennen lernen.“ [1]) Damit nun ja der Endzweck nicht fehle, dichtet ihr dasjenige hinzu, „was auch bei Erlangung desselben annoch zu fehlen scheint“, unbekümmert darum, daß ihr durch eure ruhmredige Prahlerei den guten Namen der Frau schändet. „Entweder aber zeigt ihr euch dabei als dumme Kerle, oder ihr erregt den Neid anderer eitler Menschen.“ Schließlich wird man aber selbst die Folgen seiner Schwatzhaftigkeit auch nach einer anderen Seite fühlen müssen, denn „ein jeder begreift es, daß Leute, die soviel reden, nicht allezeit die Wahrheit reden können“; „was kann man nun zu einem solchen Menschen für Vertrauen haben?“ [2]) Ein jeder fürchtet sich vor ihm, denn er muß ja befürchten, auch einmal „auf seine Zunge genommen zu werden“. Ob seine Erzieher den Loquax gar nicht darauf aufmerksam gemacht haben? Ob Loquax und Genossen selbst gute Erzieher werden?

Warum sucht weiter der Mann schöne Frauen auf? Um in eine Schule geschickt und artig zu werden? [3]) — Ja, aber „ein häßliches Frauenzimmer kann mehrmals eine bessere Lehrmeisterin der Artigkeit abgeben als das schönste Venusbild“, [4]) und „wie schwach muß nicht eine Liebe sein, die sich auf nichts als auf eine vergängliche Gestalt des Antlitzes gründet“! [5]) Ist doch die irdische Schönheit so gar vergänglich, wie Gottsched [6]) durch die Szenen in der Unterwelt seinen Lesern in dramatischer Anschaulichkeit zu Bewußtsein bringt, während allein die Tugend in den Tod nachfolgt. [7]) Hat die Erziehung es versäumt, Lea zu trösten, „daß sie keine schöne Rahel“ [8]) ist, und sie über diese Frage belehrt? Werden doch alle äußerlichen Mißbräuche durch den Todesgedanken verscheucht! Würde Belline, die so eitel ist und sich ihrer Schönheit wegen für anbetungswürdig hält, nicht erschrecken, wenn sie im Spiegel ihr Totengerippe ihr entgegenstarren sähe? „Sie ist aber verzärtelt und will nun nichts sehen, als was angenehm, belustigend und schön ist . . .“ [9]) Insonderheit das Totengerät soll, soviel immer möglich ist, . . . entfernt bleiben, damit ja der wollüstige Geist in seiner falschen Zufriedenheit nicht gestört werde.“ [10]) Es gibt schließlich Höheres als

[1]) A. a. O. S. 32.
[2]) Ebenda S. 155.
[3]) Ebenda S. 398.
[4]) Ebenda S. 399.
[5]) Ebenda S. 206.
[6]) Ebenda S. 220 ff.
[7]) Ebenda S. 225.
[8]) Ebenda S. 110.
[9]) Ebenda S. 109.
[10]) Ebenda S. 111.

körperliche Schönheit. „Das Fräulein,[1]) das nicht schön ist", kann „den Mangel ihrer Gestalt durch ein artiges und gefälliges Benehmen ersetzen, welches oftmals geschickter ist, die Herzen zu gewinnen, als die ausbündigste Schönheit eines trotzigen und aufgeblasenen Frauenzimmers", das vielleicht dazu angehalten worden ist, zu jedem Wort, das sie sagt, eine besondere Bewegung mit dem Kopfe oder mit den Händen zu machen. Modesta tut dies freilich nicht, und „ihre natürliche Artigkeit gefällt doch jedermann".[2]) Durch ihre Freundlichkeit vergibt diese sich gar nichts, und ist sie nicht so töricht wie jene,[3]) die denkt, eine „freundliche Miene würde sie verächtlich machen". Sie grüßt nie, dankt spröde, kühl und ernsthaft, als wäre sie bei ihrem Vater zu Grabe gewesen.[4]) Die Ursache der Sprödigkeit ist oft die, weil der Verehrer „noch keinen großen und ansehnlichen Titel führt, noch nicht Pferde und Wagen halten und ihr etliche Lakaien anschaffen kann". Der künftige Bräutigam muß „entweder ein Hofrat, oder doch zum wenigsten ein reicher Doktor" sein. Gewiß die Früchte einer guten Erziehung!! — Haben denn so manche Töchter Ursache, sich etwas einzubilden „auf die guten Eigenschaften und Verdienste fremder Leute?" „Ob sie denn selbst irgend etwas beigetragen habe, daß ihre Eltern in einem vornehmen Stand leben?" Ob andere niedrigere Leute an dem Geschlechte ihrer Eltern schuld haben, ob nicht etwa die Verachteten sie an Tugend und Verstand übertreffen, ob ihr der Reichtum Ehre macht, den selbst zu erwerben sie nicht geschickt wäre?[5]) Gerade der Reichtum hat allerdings den jungen Töchtern den Kopf verdreht, so daß nun die Torheit in ihnen „die schönsten Farben annimmt", und:

„Daß sie die Einfalt nur berücken kann,[6])
Verschwendung, Kleiderpracht und das verdammte Spielen,
Das sind die Blendungen, darauf die meisten zielen,
Wenn sich ein Freier naht."

Deshalb gibt es so viele Junggesellen. Gottsched fragt im zehnten Lehrgedicht der Schwabeschen Ausgabe[7]) anläßlich der Verheiratung des Herrn M. Joh. Heinrich Winkler: Warum es so viel alte Junggesellen gibt?

---

[1]) A. a. O. S. 74.
[2]) Ebenda S. 57.
[3]) Ebenda S. 73.
[4]) Ebenda S. 75.
[5]) Ebenda S. 76 f.
[6]) Gedicht an Joh. Jak. Greif, bei Reichel Bd. 5, S. 83.
[7]) S. 620 ff.

„Was schreckt denn immermehr der Junggesellen Zahl?
Was stört ihr Freien doch? Was hindert ihre Wahl? ...
... Der Aufwand auf die Braut macht, daß man ungern freit,
Die großen Kosten sinds, die mancher scheut!
Was fordert nicht ein Weib nach Leipzigs edler Sitte,
Bevor der Mann mit ihr das Hochzeitsbett beschritte?
Wägt sie mit Haut und Haar, nehmt Kleider, Strümpf und Schuh,
Den weiten Fischbeinrock und allen Staat dazu,
So kostet jedes Loth Dukaten, ja Dublonen ..."

Einen großen Teil der Schuld an diesen Mißständen trägt eben die Verziehung durch die Eltern; sie haben versäumt, ihre Töchter vor der Eitelkeit zu warnen, vor Stolz, Prahlsucht, vor Verfallen in allzu große Ansprüche. Sie haben sie nicht gewarnt vor den Schmeicheleien, die nicht gerade von gutem Einfluß auf die Töchter sind. Sie werden, halb erwachsen, verhimmelt; aber die Schmeicheleien, die man ihnen „vorsagt", verderben „den vorher verderbten Willen" noch mehr, „so daß es fast unmöglich ist, zu einer rechten Selbsterkenntnis zu kommen".

Haben die Eltern ihren Sohn nicht auch über die Voraussetzungen für eine glückliche Ehe aufgeklärt? Haben sie ihm nicht an Beispielen die Torheiten klargelegt? Es scheint die Erzieherpflicht der Eltern von vielen nicht so umfassend aufgefaßt worden zu sein, wie könnte sonst ein erwachsener Sohn sich z. B. von „alten Frauen und Jungfern oder eigennützigen Freiwerbern" die Ohren volllügen lassen, „und sich auf Lebenslang" eine Person aufhalsen lassen, „die man des andern Tages nach der Hochzeit gern los werden[1]) möchte". Ein so unglücklicher Eheanfang ist wenig aussichtsvoll für glückliche Kinderzucht.

Liegt doch gerade in der glücklichen Ehe die Garantie für eine ideale Erfüllung des elterlichen Erziehungsgeschäftes. Auch die wohl erwogene Frage des Standesunterschiedes ist eine wichtige Voraussetzung für die glückliche Ehe. Zunächst sind da manche nicht dazu angehalten worden, sich an vornehme Gesellschaftssitten zu gewöhnen, sie suchen ihresgleichen lieber in der schlechten Gesellschaft, wo sie sich nach ihrer unordentlichen Neigung alles erlauben und alle Regeln des Wohlstandes ganz aus den Augen setzen. Andre meiden aus Hochmut „niedrigere" Menschen, aus Angst, sich von solchen Leuten etwas Gemeines, Pöbelhaftes anzugewöhnen.[2]) Etwas tiefer

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 203. [2]) Ebenda S. 70 f.

begründet sind die Unterschiede zwischen Adel und Bürgerschaft. Besonders sind „die Vorzüge des Adels" den jungen Adeligen von Jugend auf so eingeprägt, daß sie sich niemals enthalten können, alle bürgerlichen Personen unter den Pöbel zu rechnen.[1]) Die Heiraten zwischen adligem und bürgerlichem Geschlechte geraten also sehr übel.[2]) „Denn Weiber-Hoffart läßt sich keine Schranken setzen und herrscht Tyrannen gleich."[3])

Daß der Mann bei der Wahl seiner Gattin sich nicht durch Schönheit blenden lassen soll, sahen wir oben. Man findet nun, daß nicht nur die Männer auf die Schönheit ihrer Angebeteten erpicht sind, sondern es findet sich auch das umgekehrte Verhältnis, die junge Tochter[4]) kann einem Manne unmöglich gut sein, der eine Pockengrube mehr hat, „als sie zu erlauben gedenkt". Bis zu einem gewissen Grade gilt allerdings auch auf rein Äußerliches Rücksicht zu nehmen. Es wird z. B. nicht zu empfehlen sein, daß ein Pucklichter mit einer gesunden Frau eine Ehe schließt. „Ein junger Mann würde eine pucklichte Frau wohl nie aus Liebe heiraten", in dieser Frage ist nun das weibliche Geschlecht noch zartfühlender.[5]) Über die Frage, soll er überhaupt heiraten? lacht nur „die erste Hitze der Jugend", „die nur auf das sieht, was ins Auge fällt, sonst aber ihren wahren Nutzen nicht sonderlich überlegt".[6]) Ein Ausweg ist der, — er suche sich eine pucklichte Frau. Gleich und gleich gesellt sich gern.[7])

Auch das Heiraten einer reichen Frau ist nicht immer das Beste, ganz abgesehen davon, daß eine Republik mehr Nutzen hat, wenn „hundert Bürger mittelmäßigen Reichtums darinnen wohnen, als wenn nur zehn überaus reiche darinnen anzutreffen sind",[8]) so wird durch dieses Geldheiraten oft keine glückliche Stunde geschaffen.[8]) Dagegen — „wie manches artige, tugendhafte Kind bleibt sitzen, bloß weil sie das Glück nicht hat, von reichen Eltern geboren zu sein, ob sie gleich einen Überfluß liebenswürdiger Eigenschaften besitzt, die auch den allerreichsten Mann glücklich zu machen zulänglich gewesen wären". Zu der Tugendhaftigkeit gehört aber nicht die oft vorkommende exzentrische Art; über einen solchen Fall in Gottscheds eigner Verwandtschaft muß er sich Flottwell in Königsberg gegen-

---

[1]) A. a. O. S. 314.
[2]) Ebenda S. 312.
[3]) Ebenda S. 313.
[4]) Ebenda S. 216.
[5]) Ebenda S. 311.
[6]) Ebenda S. 310.
[7]) Ebenda S. 312.
[8]) Ebenda S. 207.

über einmal offen ausgesprochen haben, es wäre sonst unbegreiflich, daß diese betr. Person, Fräulein Kulmus, Gottscheds Schwägerin, von Flottwell in seinem Brief an Gottsched[1]) so abfällig beurteilt werden konnte. Hierher gehört auch das Benehmen der Jungfer Kützelhartin, die in Gesellschaft ein kleines Knäblein sieht, es ergreift, sich auf den Schoß setzt, drückt und herzt und küßt ... „Sollten[2]) da nicht alle Anwesenden merken, womit ihr gedient wäre?" Gottsched weiß ja wohl auch von einem Widerstand der Frauen in Liebesdingen; er ruft den Prahlern zu, „mir deucht, es habe euch Mühe genug gekostet, ehe sich euer Gegner an euch ergeben hat",[3]) doch ist er auch hier etwas skeptisch, denn er ruft den Frauen zu: „Eure Arme sind niemals ohnmächtiger als in solchen Fällen." Dann[4]) erwähnt er die Episode zwischen Libertina und der ehrbaren Matrone und läßt dann Kalliste fragen: „Ist das die Schamhaftigkeit, die doch unserem Geschlechte so eigen sein sollte?" „Kann sich unser Frauenzimmer überwinden ... die allerhäßlichsten Personen aus Liebe zu ihrer Klugheit zu küssen, so soll es ihnen ins künftige erlaubt sein." Freilich die Männer sind in dieser Hinsicht nicht viel besser. Bei jedem Spiele müssen Küsse das erste und letzte sein. „Wenn es sich trifft, daß etwan eine unschuldige Seele dergleichen Verwegenheiten nicht erlauben will, so muß sie oft an ihrem zerrauften Haarputze und zerrissenem Spitzenzeuge erfahren, in was für plumpe Hände sie geraten ist."[5]) Den Handkuß will Gottsched freigeben,[6]) aber sehr treffend erinnert er an das Wort des Sokrates an Xenophon: Bedenkst du auch, was auf einen Kuß folgt? Verlierst du nicht die Freiheit? Wirst du nicht ein Sklave?[7]) — Für gewöhnlich sehen die Resultate einer Erziehung zur Tugend anders aus. Aber gerade ein Weib, das nicht an Tugendliebe gewöhnt ist, ist ein großes Hindernis für ein glückliches, ideales Kindererziehen. Sie hat so ganz andere Ideale, die unerzogene Frau. Hatte sie zuvor die „unermüdete[8]) Begierde, eitle Mannspersonen zu reizen, zu entzücken, zu bezaubern", so wird sie nicht gerade geneigt sein, davon abzulassen; ihre Begierde „schweift aus und läßt sich in

---

[1]) Krause, Flottwell S. 81 f., vgl. auch G.s Brief v. 28. Juli 1745.
[2]) „V. T." 2. Aufl., S. 372.
[3]) Ebenda S. 33.
[4]) Ebenda S. 372.
[5]) Ebenda S. 367.
[6]) Ebenda S. 373 f.
[7]) Ebenda S. 369.
[8]) Ebenda S. 56.

keine Schranken schließen".[1]) Der an Flirt gewöhnte Mann nicht eben anders.

Die Eitelkeit und Putzsucht der Frau macht sich unliebsam bemerkbar in der Steigerung der Ausgaben. Gar mancher bereut der sich allmählich zeigenden Untugenden seiner Gattin wegen die Ehe geschlossen zu haben.[2]) Säße er doch dann noch vergnügt

„in Segen, Lust und Glück
Und dächte nicht betrübt an jenen Tag zurück,
Daran er sich vermählt, doch auch in Schuld gesteckt,
Dafür ihm jetzt die Frau ein Dutzend Kinder heckt,
Er nährt dieselben zwar, jedoch mit Angst und Not;
Das Weib versalzet ihm fast jeden Bissen Brot.
Und will, er solle noch durch Tisch und Kleidung prangen,
Und so verschwendrisch sein, als er es angefangen",

bei der Werbung nämlich. Er hat also die Angebetete durch sein Auftreten getäuscht. Das gilt vom Großen wie vom Kleinen, selbst von der törichten Sitte, daß der Mann beim Spielen[3]) zwischen beiderlei Geschlecht aus Galanterie zu Gunsten seiner Schönen schlecht spielt. Die zu nichts Edlem angehaltene Frau versäumt ihre notwendigsten Hausfrauenpflichten. Daheim bildet „ein läppischer oder kindischer Roman, wodurch die vorhin eitlen Personen ... noch mehr in ihrer Eitelkeit bestärkt werden", die Lektüre.[4]) — Wer aber nur solche Bücher gelesen hat, daß er nur die Helden der Romane kennt, nur Fabeln aus dem Gehirn einiger Romanschreiber, der hat sehr schlechte Bücher gelesen ohne allen Ewigkeitswert.[5]) Die „Sittenschriften[4]) sind zu trocken und zu schwer". Da die Frauen ans Nachdenken nicht gewöhnt sind, werfen sie sie rasch wieder weg. Hätten sie bessere Erziehung genossen, und wären sie an ihre Pflichten erinnert worden, vielleicht gäbe es dann[6]) „nicht so viel ausschweifende und eigensinnige Ehefrauen, tyrannische oder verzärtelnde Mütter, oder lüderliche und sorglose Frauen in der Aufführung gegen das Gesinde". Geht die Frau aus zu ihren Freundinnen, so vertreibt man sich „die Zeit mit nichtswürdigen Dingen", neben dem beliebten Schlechtmachen abwesender Personen erzählt man vor ver-

---

[1]) A. a. O. S. 56.

[2]) Gedicht, bei Reichel V, 73 an H. Joh. Heinr. Winkler, s. auch Gedicht an Joh. Jak. Greif, ebda. S. 80.

[3]) „V. T." 2. Aufl., S. 118.

[4]) Ebenda S. 45.

[5]) Ebenda S. 229 f.

[6]) Ebenda S. 47 f.

drießlichen Zuhörern von Hausgeschäften, oder man verfällt aufs Spielen,[1]) etwa auf das Spielen mit den „kindischen und läppischen Päckchen von Papierblättern".[2]) Wie töricht, an sich schon der Gewinnsucht freien Lauf zu lassen, die nur vom blinden Zufall, aber nicht einmal von der Kunst des Spielens ihre Befriedigung erwarten darf,[3]) wie töricht ferner, beim Spielen ständig ausländische Worte ins Gespräch zu flechten.[2]) Es gibt ja leider solche Mißgeburten,[4]) „die alles Einheimische anstinkt", „Toren, die sich lauter ausländischer Trachten, Speisen ... bedienen, die, da sie doch deutschen Geblüts und Herkommens sind, dennoch ausländisch erzogen, unterrichtet, befördert und verheiratet werden wollen, die mitten in ihrem Vaterlande nach Art fremder Völker leben, kranken, geheilt werden und sterben, ... die sich selbst einen ausländischen Himmel wünschen würden". Werden von solchen Eltern die Kinder zur rechten Vaterlandsliebe erzogen werden können? Nein —, aber warum dann jene Torheiten? Um „in den Augen der Einfältigen desto ansehnlicher" zu werden. — Also[5]) deshalb der Raub und „die Plünderung der Sprachen unsrer Nachbarn durch die Unstudierten", daher die „alberne[6]) Bewunderung der Fremden" und die „Verleugnung des Vaterlandes". Vielleicht noch ein weiterer Grund! Die vornehme Welt amüsierte sich besonders am Französischen, an Komödien, Tragödien, Liebesgedichten, eleganter Konversation in dieser Sprache. Ließen sich doch in dieser Sprache besser als in der plumpen deutschen „die lasciven Witze der vornehmen Welt würdiger vortragen!"[7]) Gewiß eine treffliche Frucht der Erziehung zur Tugend!

Was ist's wohl überhaupt, daß man sich nicht besser zu unterhalten weiß? Lediglich die[8]) Unwissenheit! — Und mag sie noch soviel Ellen Knötchen fertigen, ist es von der Hausfrau wohl vernünftig gehandelt, eine gute Freundin zu besuchen, wenn man ihr nichts

---

[1]) A. a. O. S. 47 f. [2]) Ebenda S. 113.

[3]) Ebenda S. 118.

[4]) Akadem. Rede zum Abschiede aus der vertrauten Rednergef. zu Leipzig i. J. 1728, den 20. VIII. gehalten, bei Reichel VI, 70 ff.

[5]) Ebenda.

[6]) Lobrede auf die Erfindung der Buchdruckerkunst 1740, Reichel VI, 149 ff.

[7]) Deutsche Nat. Lit. 42, Crüger, Joh. Chr. Gottsch. u. d. Schweizer S. XXXVI.

[8]) „V. T." 2. Aufl., S. 48.

zu sagen hat,[1]) und nur darum eine Arbeit mitzunehmen, damit doch nicht alle beide stillschweigen mögen? Sind etwa „deshalb die Kinder wohl erzogen? Wird das Gesinde in guter Ordnung gehalten? Kann nicht einem Hauswesen für viele Taler Schaden geschehen in der Zeit, da die Frau bei einer guten Freundin einen Strumpf strickt, dabei sie sich in 10 Jahren an einem Paare acht Ggr. erspart?"

Manche Ehe[2]) würde „weit glücklicher und vergnügter sein, wenn die Frau die Gemütsbeschaffenheit ihres Mannes einzusehen vermöchte und die Mittel wüßte, ihre Aufführung nach derselben einzurichten". Wieviel gibt es doch zu beobachten, wenn die Ehe nach menschlicher Berechnung glückverheißend sein soll!

Glücklich der,[3]) der „nicht aus Unverstand und ohne Gott gefreit", dessen „Liebe Ziel" „kein eitles Tändelwerk und junges Kinderspiel, sondern die Vernunft und Tugend" war!

---

3. Kapitel.

Die Macht der Exempel.

Wir wollen nun dem Ende der Einführung zustreben. Viele offenkundige Mißstände sind uns an der Seele vorübergezogen, die Gottsched zum Tadel Anlaß gaben. Es leuchtete schon bisweilen das Positive auf dem negativen Grunde hervor, das Weiße auf dem Schwarzen. Wir haben sicher etwas Zutrauen zu Gottsched gewonnen. Gewiß habe ich hier, bei der Auswahl dieses „negativen Grundes", mich einigermaßen durch Rücksichtnahme auf seine mehr oder weniger einleuchtende Brauchbarkeit für die Gegenwart mit bestimmen lassen. Wenn wir selbst vom Standpunkte der Gegenwart aus den Gottschedschen Gestalten gegenüber zugeben können, daß Gottsched mit ihrer Auswahl einen guten Griff getan hat, so wird sich vom Standpunkte jener Zeit aus unsere Anerkennung noch steigern müssen, da die ganze Schilderung weit besser in jene Tage paßte als in unsre Zeit.

---

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 68.
[2]) Ebenda S. 48.
[3]) Gedicht an Joh. Jak. Greif, Reichel V S. 80.

Wenn wir nun rückblicken auf die Schilderung dieser Gegenstände unter dem Gesichtspunkte eines wichtigen Satzes der Gottschedschen Erziehungslehre, daß die Muster edler Art die Jugend zum Nachahmen entzünden, daß die Lebensart der Vorfahren, insonderheit der Eltern, entschiedenen Einfluß hat auf die Ausprägung des menschlichen Charakters, so erhellt dadurch erst recht die Gefahr der Erziehungsmißstände, während wir andrerseits zugleich ein wichtiges positives Moment der Gottschedschen Pädagogik gewinnen, woraus sich sofort als Konsequenz ergibt: die idealste Berufsauffassung seitens des Erziehers — wenn eben das Niveau des Zöglings nicht das jener vorhandenen Mißstände sein soll.

Gottsched betont diesen Einfluß des Beispiels, des Exempels, immer wieder; ich will mich mit folgenden Belegstellen begnügen.

„Alle Sittenlehrer sind eins, — spricht er aus in seiner IX. akademischen Rede: „Die Schauspiele und besonders die Tragödien sind aus einer wohlbestellten Republik nicht zu verbannen“ [1]) — daß Exempel in moralischen Dingen eine besondere Kraft haben; die meisten Gemüter sind viel zu sinnlich gewöhnt, als daß sie einen Beweis, der bloß aus Vernunftschlüssen besteht, sollten etwas gelten lassen. Allein Exempel machen einen stärkeren Einfluß ins Herz.“ Dann[2]) wird auch der Intellekt eher seine Zustimmung geben und der Wille leichter entfacht werden zum Gutestun. Das Hören der Taten der berühmten Personen soll die Zuhörer anspornen,[3]) als ein Sporn der Ehrliebe. Immer wieder fordert Gottsched seine Hörer auf — wie in der akademischen Rede zum Lobe der Weltweisheit vom Jahre 1728[4]) —, sich die Beispiele der berühmtesten Männer aller Zeiten zum Muster zu nehmen:

„Man zeigt ihr Beispiel muntern Söhnen,
Indem man ihren Fuß zum Weisheitspfade ruft,

---

[1]) Bei Reichel VI, S. 254 ff.

[2]) Für die Einwirkung der Exempel auf Gemüt und Empfindung siehe auch: Lob- u. Gedächtnisrede auf Martin Opitz 1739, bei Reichel VI S. 88 ff.: „So stark ist die Kraft ausnehmender Verdienste, daß sie auch die natürliche Undankbarkeit der Menschen überwältigen kann, sie nötigt auch, die Unempfindlichkeit selbst empfindlich zu werden.“ Die guten Beispiele hinterlassen in den wächsernen Herzen der Kinder starke Eindrücke (ebenda).

[3]) Lobrede auf die Erfind. d. Buchdruckerkunst bei Reichel VI, 149 ff.

[4]) Reichel VI S. 13 ff.

Denn nichts entzündet mehr die Jugend
Als Muster edler Art an Wissenschaft und Tugend.“[1]) —
„Versuch's an dem (Leibniz), von dessen Lehren
Die Wahrheit dir viel Glanz verspricht,
Wie kräftig wird sein Ehrenbild
In deiner Söhne Brust den Weisheitstrieb erhitzen.“[1])

Den Willen anzuspornen sind insbesonders auch Frauen geeignet. Sollen ja überhaupt nicht nur männliche Personen als Vorbilder dienen, so wohnt vor allem die „wahre Tugend“ nicht nur unter Männern allen Standes, sondern unter dem weiblichen Geschlecht pflegt sich, wie es in der Rede auf Frau Dorothee Schütz[2]) heißt, „so manches Muster vorzustellen“, „welchem nachzufolgen“ es auch Männern rühmlich ist.

An seine Genossen richtet Gottsched in der akademischen Rede — zum Abschied aus der vertrauten Rednergesellschaft zu Leipzig i. J. 1728, den 28. VIII., geh.[3]) — die Bitte: „Vergessen Sie es nur nicht, daß ich Ihr Lehrling gewesen bin, als ich es vergessen werde, daß Sie allerseits mir zu Mustern und Vorbildern gedient, und wenn es die Gelegenheit geben wird, von mir zu sprechen, so bitte ich mir das Zeugnis von Ihnen aus, daß Sie weder einen ungelehrigen, noch undankbaren Schüler an mir gehabt haben.“

Im besonderen nun ist für die Kindererziehung das Vorbild der Eltern wichtig. Im Gedichte: „an meinen Vater zu seinem Geburtstage“[4]) spricht Gottsched diesen Gedanken im Hinblick auf seine eigene Jugenderziehung aus:

„Habe Dank für dein Exempel,
Welches mich fast mehr erbaut als Dein Lehren in dem Tempel.
Wenn der Bosheit Wut und List Dir zu schaden sich erkühnet,
Sprachst Du ruhig: Laß es sein, denn wer weiß, wozu es dienet ꝛc.

Dann im Gedichte[5]) „auf den Geburts- und Namenstag meiner Eltern“ vom Jahre 1732 spricht er bekennend aus:

„Ja des Vaters Redlichkeit
Samt der Mutter Menschenliebe
Gaben mir, seit langer Zeit,
Ein Exempel edler Triebe.“

---

[1]) Ode auf Leibniz, Reichel V S. 137.
[2]) Reichel VI S. 290 ff.
[3]) Ebenda S. 70 ff.
[4]) Reichel V S. 7 ff.
[5]) Ebenda S. 17 ff.

Aus der Wichtigkeit des Einflusses der Exempel erhellt die Wichtigkeit der Berufstreue der Eltern in ihrer Erzieherpflicht. Es ergibt sich ferner, daß eine weitere Voraussetzung für eine ideale Kindererziehung darauf beruht, daß die Eltern in ihrem ganzen Tun und Lassen sich mit dem Ziel der Erziehung ihrer Kinder decken, sie selbst das verkörperte Erziehungsideal darstellen. Es drängt sich uns hier die Frage auf, wie begründet Gottsched die Erziehungspflicht der Eltern, und ferner die Frage, was versteht er unter dem Ziel der Erziehung, auf das eine ideale Erziehung hinzielt?

II. Abschnitt.

Das Elternhaus.

4. Kapitel.

Pflicht und Ziel der Erziehung im allgemeinen.

Wir werden uns hier daran erinnern müssen, daß die ganze Gottschedsche Pädagogik sich weniger mit der Theorie beschäftigt als mit der Praxis. Er läßt sich eben von der Kenntnisnahme der offenkundigen Mißstände fortführen zur Kritik derselben, um dadurch eine Besserung zu erzielen. Dabei ergeht er sich nicht groß in theoretische Erörterungen, er schreibt keine theoretische Pädagogik, sondern läßt nur hier und da solche Erwägungen durchblicken. Infolgedessen haben auch wir eine Trennung in einen theoretischen und praktischen Teil vermieden. Wie Gottsched, so wollen auch wir die theoretischen Erwägungen als Voraussetzungen der praktischen Pädagogik in aller Kürze betrachten, sobald sich passende Gelegenheit dazu bietet (s. u.).

Die Pflicht der Erziehung (s. u. 17. Kap.) liegt zunächst begründet in der hervorragenden Stellung des Menschen dem Tiere gegenüber, in der Begabung mit Vernunft, die die Zügelung der Leidenschaften erfordert und die Entfaltung der im Kinde schlummernden Anlagen verlangt, um sie zu ihrer Bestimmung zu führen. Die Pflicht, diese Aufgaben zu erfüllen, liegt zunächst im Kreise der Familie, und zwar liegt sie den Eltern ob. Diese treibt außer den angeführten Gründen die Liebe zum Kinde an, ja die Kindesliebe nimmt die andren Gründe in sich auf. Schließlich greift die Erzieherpflicht noch weiter. Sie liegt begründet im bürgerlichen Gemeinwesen, sie ist eine Pflicht der Gesellschaft, der sie mit Treue und heiligem Ernst obliegen muß im Hinblick auf „den letzten Zweck aller Erziehung“.[1]) Ich will

[1]) Vgl. Reichel, „Gottsched als Pädagog“, im Deutsch. Schulmann, pädag. Monatsblatt, Jahrg. 4, Okt. 1901, Heft 10.

hier nur noch verweisen auf die Frage, die Gottsched in seinen „Tadlerinnen" bereits stellt: „Wodurch kommen Republiken empor als durch eine gute, und wodurch gehen sie wieder zugrunde als durch eine schlimme Kinderzucht?" Weit über den engen Kreis der Familie hinaus führt uns dieser Satz, er weist hin auf die nationale Pflicht der Erziehung, der Fürsorge für gute Erziehung. Denn andernfalls erleidet der Staat ja Schaden! Darin liegt bereits der Hinweis auf die Notwendigkeit der Bestellung von Pädagogen ausgedrückt, die dort eingreifen, wo die Eltern versagen, denn „viele Kinder verderben nur, weil sie von ihren eigenen Eltern erzogen werden".[1]) Eine andre Pflichtbegründung ergibt sich aus der Rücksichtnahme auf die Zwecksetzung der ewigen Vorsehung.

Die Eltern sollen sich mit dem Ziel der Erziehung decken, es in sich verkörpern. Für den passendsten Satz, der mit kurzen Worten uns allgemein über das Ziel der Erziehung verständigt, halte ich bei dieser theoretischen Vorbesprechung folgende Stelle aus der Trauerrede auf Herrn Pundts, in der Gottsched sagt:[2]) „Ein Mensch lebt nur insoweit, als er die Pflichten einer vernünftigen Kreatur erfüllt, und den Absichten genüge tut, um welcher willen ihn die ewige Vorsehung in die Welt gesetzt hat" (s. u.).

---

5. Kapitel.

Beginn der Hauserziehung.

Es liegt im Fortgang der Entwicklung, daß wir, ehe wir uns auf Einzelheiten einlassen, uns die Frage vorlegen: wer soll denn nun erziehen? Wir werden im menschlichen Leben verschiedene Personen als Erzieher finden, deren Tätigkeit, je älter der Zögling wird, sich mehr und mehr im Unterrichten zeigt, bis auf der Hochschule das Unterrichten durchaus im Vordergrunde steht. Wir wollen nun als das Anfangsstadium: die Erziehung lediglich im Elternhause ansehen, dem dann als zweiter Hauptabschnitt die Einwirkung durch die Schule folgt, die sich aber nicht in ausschließende Stellung zur Hauserziehung setzt. Ihren Abschluß findet die pädagogische Tätigkeit im Universitätsunterricht. Wir müssen nun die Frage nach dem Beginn des Erziehungsgeschäftes vorausnehmen.

---

[1]) Trauerrede auf H. Pundts 1732.

[2]) Ebenda, s. Reichel VI S. 291 ff.

Wann soll die Erziehung im Elternhause beginnen? In seinen „Tadlerinnen" antwortet Gottsched, daß die Hauserziehung nicht früh genug beginnen könne. Und dies aus ganz praktischen Gründen, da die Fähigkeit der Kinder, äußere Eindrücke aufzunehmen, in dieser ersten Zeit sehr groß ist. „Man hat gesagt, die Herzen wären ein zartes Wachs, dem man mit leichter Mühe allerlei Bilder eindrücken könne. Nichts ist so gewiß als dieser Satz, wenn man nur hinzufügt, daß dieses zarte Wachs sich in zunehmenden Jahren in harten Stein verwandle, aus welchem man die einmal eingedrückten Bilder entweder gar nicht, oder doch nicht ohne unglaubliche Mühe austilgen kann."[1]) — Etwas „konkreter" äußert sich Gottsched an einer späteren Stelle[2]) der „V. T.", an der er sagt: „Meines Erachtens ist uns nichts angeboren als eine große Schwachheit des Verstandes, ein Mangel alles Erkenntnisses, eine Unwissenheit aller Wahrheiten und eine Fähigkeit, leichter falsche als wahre Begriffe zu fassen, leichter übel als gut urteilen zu lernen, leichter unrichtige als richtige Schlüsse zu machen. Wenn sich also in anwachsenden Jahren mehr Böses als Gutes an uns blicken läßt, so rührt solches alles von der ersten Auferziehung her, das ist: von den Fertigkeiten, die wir in den zartesten Jahren erlangt, und von den Gewohnheiten, die schon vor dem Gebrauche der Vernunft in uns Wurzel gefaßt haben."

Die Größe der Verantwortung, die die Erzieher ihren Zöglingen gegenüber haben, wenn sie nun ihre Pflicht nicht gleich vom ersten Tage an erfüllen, leuchtet ein. Es ergibt sich daraus die Konsequenz, von Anfang an alles zu vermeiden, was von schädlichem Einfluß auf die Kindesseele sein könnte. Vor allem wird da über das Überlassen der Kinder an Ammen die Debatte eröffnet. Wir sehen hieraus, wem in erster Linie die Auferziehung der Kinder vielfach überlassen war; wir wollen damit übergehen zur Frage nach den Erziehern.

---

6. Kapitel.

Gottscheds Protest gegen das Ammenunwesen.

Im „Biedermann" heißt es: „Kaum wird jetzt ein Kind geboren, so übergibt man es einfältigen Weibspersonen und lasterhaften Wärterinnen, alten Jungfern, welche die Unzucht zu Ammen macht.

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 32. [2]) Ebenda S. 382 f.

Unvernünftige Eltern, die ihre geliebte Frucht der Aufsicht dieser Leute anvertrauen! Bejammernswürdige Kinder, die solche Pflegung haben! . . . Wer die Gemüter der Menschen kennt, ist überführt, was die ersten Darstellungen für einen Eindruck machen; man spricht zwar insgemein, es sind Kinder, sie verstehen's nicht. Ich würde es einen dummen Einfall nennen, wenn ich nicht wüßte, daß dieser Gedanke auch von Unzähligen gehegt wird, welche sich weise zu sein dünken." Ähnlich beklagt Gottsched diese schädlichen Zustände in den „Tadlerinnen": „Die Erfahrung überzeugt uns, daß fast keine Sache im gemeinen Leben schlechter bestellt wird als die Kinderzucht. Eine Mutter denkt, Wunder was sie getan hat, wenn sie das Kind zur Welt gebracht hat; hierauf vertraut sie es der Aufsicht einer leichtfertigen Metze, die ihm sogleich mit der Milch die Liebe zu den Lastern einflößt."

„Man vertraut", heißt es ferner in den „Tadlerinnen" (II, 383), „das höchste, wichtigste Werk der ersten Auferziehung den unverständigsten und lasterhaftesten Personen an. Die Ammen sind meistenteils die wollüstigsten, und die Kinderfrauen die einfältigsten Weibsbilder. Diese gehen mit uns nach ihrem unverständigen Eigensinn um. Sie kitzeln unsre Sinne zuviel, sie strafen, sie schmeicheln uns auch zur Unzeit. Wenn wir wachen sollten, so zwingen sie uns zum Schlafen, und wenn es uns gut wäre, zu fasten, so füllen sie uns mit den leckerhaftesten Speisen an. Was tut eine törichte Wärterin nicht, ein weinendes Kind zu stillen? Was für närrisches Zeug schwatzt man uns nicht vor? Mit was für ungereimten Possen erfüllt man uns nicht die Gedanken? Ja, wenn unsre Herzen nicht wächsern wären, alle Bilder anzunehmen, die ihnen zuerst eingeprägt wurden! Wenn wir in früher Kindheit Gutes und Böses zu unterscheiden und uns vor dem letzten zu hüten wüßten!" „Nun aber müssen wir mit uns handeln und umgehen lassen, wie es das unbedachtsame Gesindel für gut findet. Kurz, wir werden verderbt und verwahrlost, ehe man sich's einbildet, daß wir fähig sind, verderbt und verwahrlost zu werden." Vor der Beeinflussung durch das Gesinde überhaupt warnt Gottsched; die Eltern sollen acht geben, daß die bösen oder gar zu pöbelhaften Sitten der Dienstboten zarten Gemütern nicht schaden mögen. Zu dem Ende müssen sie die Kinder, so viel als möglich ist, von dem Umgange mit dem Gesinde entfernen, damit sie nichts hören und sehen mögen, das guten Sitten zuwider läuft.

Diesen gefahrvollen, viel verbreiteten Mißständen gegenüber fordert nun Gottsched schon in seinen „Tadlerinnen", daß „eine Mutter von Rechtswegen bei einem Knaben bis ins 6., bei einem Mädchen bis ins 10. Jahr die einzige Lehrmeisterin sein" müsse. Die Mutter muß in ihrer Person Amme und Erzieherin sein, ihr liegt die Pflicht ob, die guten Fähigkeiten zur Entfaltung zu bringen und die bösen Triebe zu dämmen; da muß sie denn ganz vernunftgemäß handeln, sie muß sich auf ihre Aufgabe verstehen, so daß sie gleich von Anfang an ihren Mutterberuf treu erfüllt.

---

7. Kapitel.

Der Mutterberuf.

Setzt nun nicht von Anfang an eine vernünftige Erziehung ein, so versäumen die Mütter ihre heiligste Pflicht, und „kein Anblick", sagt Gottsched in den „Tadlerinnen", „rührt mich empfindlicher, als wenn ich sehe, daß ein Kind von guter Art und großer Fähigkeit unter der Aufsicht unvernünftiger Eltern verwahrlost wird".

Als ein Beispiel recht verheißungsvoller Erzieherkunst erwähne ich die Stelle in den „V. T.", wo Gottsched sich gegen den Aberglauben ausspricht. Er gedenkt dabei solcher Mütter, welche die Entwöhnung ihrer Kinder nach dem Monde vornehmen.[1]) Beginnt die Erziehung gleich unter den trefflichen Auspizien des Aberglaubens, so scheint die Vernunft nicht gerade am Regiment zu sein. Die nicht zu unterschätzende Torheit der Mütter ist in ihrer eigenen Erziehung, besser „Verziehung" begründet. Abgesehen von dem infolge der mangelhaften Erziehung und Ausbildung vorhandenen Unvermögen zum Erziehergeschäft, finden auch solche dumme Jungfern, wenn sie in den Ehestand kommen, „daß ihre Töchter nicht anders angeführt werden, als sie selbst erzogen worden. Denn sie halten es teils für was Unnützes, teils auch sich selbst für schimpflich, wenn sie irgend von ihren eignen Kindern mit der Zeit übertroffen werden sollten".[2]) Und das ist die Ursache, weshalb mancher wohlmeinender Vater seine „löblichen Absichten" nicht ins Werk setzen kann, so gern er auch solches tun wollte. Deshalb erinnert Gottsched nun nachdrücklich die Väter an ihre Pflicht, sie sollen dafür Sorge tragen,

---

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 358. [2]) Ebenda S. 343.

daß das Erziehungsgeschäft nicht dummen Müttern oder den Weibern überlassen bleibt.[1])

Es findet sich ja vielfach die Gewohnheit, daß sich der Vater der Söhne annimmt und die Töchter gänzlich der Mutter überläßt.[2]) Auf der Hand liegt es ja auch, daß der Vater in der Regel durch seine Berufsgeschäfte in seiner Zeit beschränkt wird und gar nicht daran denken kann, die Erziehung seiner Kinder gänzlich auf sich zu nehmen. Aber das Aufsichtsrecht und die Aufsichtspflicht über den Fortschritt der Erziehung seiner Kinder ist seine Sache. Hat der Mann eine fähige, wohlerzogene Gattin, so wird ja alles wohl geschehen, wenn er durch seinen Beruf ferngehalten wird. Ist es doch das ureigene Geschäft der Mutter, die Erziehung ihrer Kinder zu beginnen und lange Zeit fast als einzige Lehrmeisterin zu wirken, und „wohl dem, der von einer klugen Mutter erzogen wird!“[3]) Sie muß dann aber eben klug, zu ihrem Beruf vorgebildet sein, sie muß die Fähigkeit besitzen, dem heranwachsenden Kinde zur Entfaltung des ihm eingeborenen Charakters zu verhelfen. Dieser ist gewiß dem Menschen nur zu einem gewissen Grade eingeboren, in der Hauptsache wird er ihm „eingebildet“ durch das Elternhaus;[4]) da sich aber durch das Einbilden nicht der ganze menschliche Charakter erklären läßt, so müssen eben die Mütter den Kindern ihre Bestimmung ablauschen. Daß dieses nicht gar einfach ist, zeigen folgende Verse:

„Wer nimmt allhie nicht wahr, daß uns die Einsicht fehlt,
Den eingepflanzten Trieb der Jugend zu ergründen?
Wir können oft ein Kind zu Sachen tüchtig finden,
Dabei der Ausgang zeigt, man habe schlecht gewählt.
Gott selbst, der Herr, schreibt allen in die Herzen,
Wozu sein weiser Rat sie dermaleinst bestimmt,
Darum geschieht es stets mit ungemeinen Schmerzen,
Wenn uns der Eltern Zwang die freie Wahl benimmt.
Ihr Eltern merkt euch das, man darf ein Kind nicht zwingen,
Ihr eigner Trieb geht vor und wird gewiß gelingen.“[5])

Nach Kräften sollen die Eltern versuchen, eine auf Seelenkenntnis gegründete Erziehung, eine „philosophische“ Erziehung der Kinder

[1]) A. a. O. S. 339. [2]) Ebenda S. 340.
[3]) „V. T.“ II. Bd., S. 344.
[4]) Vgl. Reichel im Deutsch. Schulmann 1901, Heft 10, S. 434.
[5]) Aus dem Gesang bei eines vornehmen Handelsherrn Eheverbindung, 1726, bei Reichel V S. 222.

zu Vernunft und Tugend vorzunehmen und durchzuführen. „Um dem Unwesen der Kindererziehung" mehr zu steuern, gäbe es wohl „kein besseres Mittel", sagt Gottsched dasselbe mit anderen Worten, „als wenn erstlich alle Eltern die Beschaffenheit der menschlichen Natur recht erkennen und sonderlich begreifen möchten, wieviel an der Auferziehung der Kinder schon in ihren ersten zwei Jahren gelegen ist. Zum andern wäre es zu wünschen, daß die Mütter ihre Kinder selbst nähren, nicht aber den unverständigsten Weibern in die Hände liefern möchten. So wenig kluge Mütter es geben mag", so ist es doch immer noch besser, sie selbst ernährt ihr Kind, als eine Amme. Überhaupt gilt Vorsicht bei der Auswahl der Wärterinnen und gegebenenfalls der Säugammen, um eine Mißerziehung tunlichst zu vermeiden. An dieser würden diejenigen „am meisten Schuld haben, die es (das Kind) aus Unverstand oder Unvorsichtigkeit in diejenige Verderbnis stürzten, daraus es sich oftmals seine ganze Lebenszeit nicht wieder reißen kann". Sieht man indessen, wie nachlässig mit diesen armen Kreaturen umgegangen wird, „ja wie sorgfältig man gleichsam ist, sie zu verderben, so hat man Ursache sich zu verwundern, wie es darunter noch bisweilen wohlgeartete Gemüter geben könne, die sich leicht zum Guten ziehen lassen".[1])

Voraussetzung einer idealen Kindererziehung ist ferner, daß im gegenseitigen Verhältnis der Eltern zu den Kindern die unheilvolle ungleiche Liebe zu diesen keine Wurzel gefaßt hat. Hören wir den Bericht über ein solches „Familienidyll". Die Mutter Xantippe, die zunächst ihrem Manne „so meisterlich" das Joch ihrer Herrschaft über den Hals geworfen, „daß er jetzo" ohne ihren Willen „nicht das Geringste mehr tun kann", verzärtelt ihren Sohn „aus einer unvernünftigen Affenliebe". „Wir bedauern", fährt Gottsched fort, „am allermeisten deine artige Tochter, die ihrer Tugenden halber wohl einer besseren Mutter würdig wäre . . . Wie grausam du, Tyrannin, mit dem lieben Kinde umgehst? Du schmähst, du keifst, du schlägst und strafst sie ohne Unterlaß", du verdienst den Muttern amen nicht mehr. „Dein gräuliches Stäupen macht dich zu einer Henkerin an ihr."[2]) Dabei leistet die Tochter, wie wir unten sehen werden, in wissenschaftlicher und häuslicher Hinsicht alles Wünschens-

[1]) „V. T." II. Band, S. 382 f. — Vgl. das vorige Kapitel!
[2]) „V. T." 2. Aufl., S. 271, 272, 274 ff.

werte. Der Grund zu dieser ungleichen Behandlung der Kinder ist: „Du liebst deinen Sohn über alles, verzärtelst ihn und wirst ihn dadurch unglücklich machen.“ Er weiß dir zu schmeicheln, wie du es wünschst, während deine Tochter „ein weniger sklavisches Gemüt“ hat, keine so „niederträchtige Seele“ ist. „Sie hat nicht Ursache, durch solchen Firnis schöner Worte und Schmeicheleien“ ein recht wenig gefestetes Verhältnis zur Mutter, wie es zwischen Sohn und Mutter in der Tat besteht, zu „verkleistern“. „Sie unterläßt nicht, dich als Mutter zu ehren. Geschieht es mehr aus Furcht, als aus Liebe, so hast du selbst Schuld.“ „Fange nur selbst an, ihr deine mütterlichen Affekte zu zeigen, dann wirst du sehen, daß sie sich zärtlicher gegen dich bezeugen wird, als dein schmeichelnder Sohn, der nur die Erfüllung seiner Begierden dadurch zu erlangen sucht.“

Die ungleiche Liebe der Eltern zu den Kindern kann in mehr als einer Hinsicht Unheil anstiften; sie kann sich verschieden äußern, insofern bald der Vater seinen Söhnen, bald die Mutter ihren Töchtern ihre Liebe schenkt und umgekehrt. „Bald lieben beide Eltern ein Kind vor den andren“, bald gibt es zwei Parteien, in denen einer dasjenige liebt, was der andre haßt usw. Dadurch entsteht nun Feindschaft unter den Eltern wie unter den Kindern. „Der Gehaßte muß dem Geliebten gram werden.“ Hierin wurzelt oft der Grundstock zu lebenslänglicher Feindschaft.

„Seines guten Verhaltens wegen mag ein Kind mehr Liebe verdienen als ein anderes.“ Richtet sich das mehr oder weniger freundliche Verhalten der Eltern gegen ihre Kinder nach den Tugenden oder Untugenden der letzteren, so hat die ungleiche Behandlung derselben einen guten Zweck, „wenn nur die Entziehung äußerlicher Liebesbezeugung den innern Affekt nicht ganz erstickt“. „Aus einem blinden Eigensinn und um nichtiger Ursachen halber“ wird durch die Ungleichheit der Liebe ein Kind vor dem andern vorgezogen,[1]) dieses aber ist das Tadelnswerte. Im Zusammenhang mit seinen Ausführungen über diesen Punkt erzählt Gottsched die Fabel von dem Manne, der seine Katze vor dem Hunde in allem bevorzugt, den Hund bei jeder Kleinigkeit schlägt, der Katze aber ihren Willen läßt. Als nun der Herr starb, war der Hund, der seinen Herrn bei Lebzeiten behütet, ihn bei Jagden aus Lebensgefahren errettet

[1]) „V. T.“ 2. Aufl., S. 271, 272, 274 ff.

hatte usw., sehr traurig; er heulte jämmerlich. Die Katze aber kratzte der Leiche die Augen aus und fraß ihr Nase und Ohren ab.

Die Erzieher sollen die Erziehung „philosophisch" gestalten, sie müssen selbst Philosophen sein. Das setzt — im engen Zusammenhang mit dem Bisherigen — voraus, daß es nun ebenso verkehrt ist, an alle Kinder nur einen einzigen Maßstab anzulegen und zu verlangen, daß sich die Kinder in die Großen schicken sollen. Dieses tut man aber, „wenn man unterschiedene Gemüter nach einem Leisten ziehen will". Man kann selbst von der Ungleichheit der Gemüter einen Nutzen ziehen, wenn man das träge Kind durch das lebhaftere, das „zärtliche" durch das verstockte, das böse durch das gute zum edlen Nacheifer anspornt.

Dann darf die erziehende Person sich durch ihre Liebe zum Kinde nicht verleiten lassen, die unrichtige Konsequenz der Liebe zu ziehen. „Läßt man", sagt Gottsched in einer Anmerkung[1]) zu seiner Ausgabe des Batteux, „einem bösen Kinde auch in bösen Dingen den Willen, um es nicht weinen zu lassen, so verdirbt man mehr als man verbessert".

Gottsched selbst war so glücklich und dankbar dafür, daß er auf eine vortreffliche Erziehung in seinem Elternhause zurückblicken konnte. Dieses hat wohl sehr bald seinen Grundsatz gefördert, daß gerade im Elternhause, im engen Kreise der Familie und insonderheit unter der treuen Leitung einer fähigen Mutter die wichtigsten Grundlagen für die Charakterbildung des Kindes gelegt werden müßten, durch Einbildung neben der Ausbildung. Das ganze Erziehungsgeschäft daheim liegt in der Hand der Mutter.

Im Batteux äußert sich Gottsched:[1]) „Wie schön wäre es, wenn Kinder von allen unruhigen Leidenschaften in den ersten zehn Jahren nichts erführen. Aber was für Philosophinnen müßten die Mütter da sein?" Wenn dies Gottsched als Ideal ansieht, und wenn er dessen Verwirklichung vor allen von den fähigen Müttern erwartet, die — selbst sittliche, feste Charaktere — die Seele des Kindes genau zu erforschen verstehen, wenn er dieses grundlegende Geschäft der Erziehung in diesem Umfange in die Hände der Frauen legt, würdigt er mit Recht die verantwortungsvollen Aufgaben des Mutterberufes. Die Alten[2]) haben keinen Platz für die Mutter in ihren Erziehungs-

[1]) Siehe Anmkg. 4 auf S. 22.
[2]) Sokrates, Plato, Aristoteles.

ideen, und wo die Mutter doch eine Rolle spielt, so reicht ihre Aufgabe doch nicht entfernt an den hohen Beruf heran, den Gottsched der Mutter zuschreibt. Einem gewiß als Vorläufer Gottscheds zu bezeichnenden Pädagogen, Comenius, verdanken wir den Begriff und die Idee der schola materna.

Reichel[1]) meint im „Deutschen Schulmann" über die Mutterschule des Comenius: Darüber, daß eine Mutterschule auch geschulte Mütter brauche, habe sich Comenius wohl keine Gedanken gemacht. Die sechsjährige Mutterschule des Comenius sei eben im Grunde nichts anderes, als die Erneuerung der Forderung Platos, nach welcher in den zwei ersten Erziehungsaltern nur leibliche Pflege nach gewissen Gesundheitsregeln (1. bis 3. Jahr) und Mythenerzählung (4. bis 6. Jahr) getrieben werden solle. Dann sei freilich die „Philosophie" im Sinne Gottscheds nicht nötig. Ein anderer Unterschied von Comenius ist der, daß Gottsched die Mutterschule bei den Mädchen bis ins 10. Jahr ausgedehnt wissen will, während die ganze Erziehungsdauer bei Comenius 24 Jahre in Anspruch nimmt, die in 4 gleiche Teile, also durchweg in 6 Jahre geteilt sind. An Mädchen habe, meint Reichel, Comenius wohl überhaupt nicht gedacht, denn von Sokrates bis Locke beschränkt sich die Kindererziehung auf Knaben. Wenn wir auch später uns noch über Gottscheds Stellung im Rahmen seiner Zeit aussprechen werden, so wollen wir doch hier erinnern, daß man wohl auch in früherer Zeit an Mädchenerziehung gedacht hatte. Einmal gab es im Mittelalter die Nonnenschulen für Mädchen höherer Stände, auch für solche, die nicht Nonnen werden wollten. Wenn auch der Unterricht nicht allzuweit führte, so enthielt er doch Lesen und Schreiben und einen sich mit Auswendiglernen befassenden Religionsunterricht; daneben mitunter auch Latein. Nachdem gegen Ende des Mittelalters auch einige Städte für die Bildung der Mädchen etwas taten und entweder die Zulassung der Mädchen zu Knabenschulen gestatteten oder selbst Mädchenschulen gründeten, forderten die Reformatoren, so Luther in seiner Schrift: „An den christlichen Adel" bereits den Unterricht für alle Mädchen. Gewiß darf man indessen sagen, daß mit den zunehmenden Forderungen nach Mädchenschulen die tatsächliche Zunahme dieser Anstalten nicht Schritt hielt. Schließlich möchte ich auch hier ein Fragezeichen an Reichels Ausführungen setzen, ob Comenius tatsächlich von seiner

[1]) Siehe Anmkg. 4 auf S. 22.

Mutterschule nur leibliche Pflege und Mythenerzählung behandelt wissen will. Hier will ich nur daran erinnern, daß nach seiner „großen Unterrichtslehre" Erziehung und Unterricht die von Natur in den Menschen gepflanzten Keime zu Wissen, Tugend und Frömmigkeit vom frühesten Kindesalter an ausbilden sollen!!

Die Idee Gottscheds von der Entwicklung der Kindesseele durch Aufnahme und Erfahrung, durch die sinnlichen Eindrücke der sie umgebenden Welt, von der Notwendigkeit, die Kindesseele durch vernunftgemäße Erziehung herauszubilden zu einer wirklichen Menschenseele, ist, nach Reichel (Schulmann 1901, Heft 10 S. 446), erst von Herbart und Benecke pädagogisch verwertet worden, und hat sich nunmehr eingewurzelt, so daß sie heute „wenigstens theoretisch die Grundlage der Erziehungskunst" bildet. Ob Reichel absichtlich Pestalozzis gar nicht gedacht hat?

---

8. Kapitel.

Pädagogik unter dem Gesichtspunkte der Vernunft.

Ehe wir nun uns dem zweiten Hauptteil unsrer Untersuchung zuwenden, dem Gang des Unterrichts, wie er in der Hauptsache Aufgabe der Schule ist, sei noch unser Interesse auf einzelne Gedanken gerichtet, die uns dann aus der „Schule des Elternhauses" in die spätere Zeit des Zöglings hinüberführen. Wir sahen die Mißstände in der Bildung der damaligen Zeit, deren Wurzel in der Unfähigkeit der Eltern, besonders der Mütter, zum Erziehen begründet war.

Demgegenüber fordert Gottsched die Betonung der Erzieherpflicht, er fordert Erziehung zu Vernunft und Tugend. In dem Bisherigen ist viel die Rede gewesen von der Entwicklung der Fähigkeiten des Kindes, von der Entwicklung der Kindesseele. Diese ist nicht schwer als Entwicklung des Gemüts zu erkennen, freilich in Beziehung zum Intellekt und zum Willen.

Was das Gemüt anlangt, so weise ich auf das Vorhergehende und beschränke mich hier auf den Satz in den „Tadlerinnen", daß die Mütter Geschicklichkeit haben müssen, die Beschaffenheit der Gemütsneigungen[1]) ihrer Kinder in den zarten Jahren, da sie noch ohne Vorstellung sind, „auszuforschen und zu untersuchen", was sich aber

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 49.

nicht ohne Einsicht in die Vernunft- und Sittenlehre tun läßt. Außerdem sei noch daran erinnert, daß Gottsched Epiktets Ratschlag übernimmt, daß man alle Sorge auf das Gemüt wenden müsse, während den äußerlichen Dingen nur so obenhin Beachtung zukomme. Denn um Nebensachen, äußerlicher Dinge willen hat uns die ewige Vorsehung nicht in die Welt gesetzt, sondern, daß sich unser Charakter entfalte und alles leiste, was er tun kann.[1])

Neben dem Gemüt gilt es, dem Intellekt Beachtung zu schenken. Aus Brucker (Reicke S. 4) erfahren wir: Gottscheds Vater wies ihn an zu denjenigen Wissenschaften, welche einen zukünftigen Gelehrten und einen rechtschaffenen Lehrer der Kirche zu bilden hinreichend waren. Und zwar fand seine glückliche und getreue Erziehung „einen natürlich guten Verstand und feurigen Trieb, welche verursachten, daß sie so erwünscht ausfiel, daß er im Jahre 1714 nach Königsberg auf die hohe Schule mit Nutzen gesandt werden konnte. Gottsched sagt selbst hierüber in einem Gedichte:[2])

„Dieweil auch mich mein Vater gut
Von Jugend auf, wie sich's gehört,
Manch Kunst und Wissenschaft gelehrt . . .
Und daher kam mir der Verstand,
Der schon in früher Zeit erkannt,
Man habe von Natur Vernunft" usw.

Wie „fand" — mit Bruckers Worten gesagt — der Vater den natürlich guten Verstand? Dadurch, daß er manch Kunst und Wissenschaft gelehrt, „kam" dem Sohne „der Verstand", und dieser läßt nun die Vernunft erkennen, mit der der Mensch von Natur begabt ist.

Gottsched mußte die Beachtung des Intellekts betonen, er wollte aufklären und das Niveau seines Volkes heben; dieses war nur dadurch zu erreichen, daß eine vernunftgemäße Erziehung einsetzte, daß einmal die Vernunft selbst Beachtung fand, und daß dann die Erziehung unter vernünftigen Gesichtspunkten vor sich ging. In seiner Ode auf Leibniz ruft Gottsched aus:[3])

„O Gott der Weisheit, dessen Zug
Den Sinn der Sterblichen von wilder Tiere Toben
Zur Einsicht und Vernunft erhoben,

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 334.
[2]) Auf Herrn M. Joh. Fr. Mayens Geburtstag, bei Reichel V, 171.
[3]) Reichel V S. 131.

Die Wahn und Einfalt niederschlug,
Du Geist der Wissenschaft und Kunst,
Der durch ein höher Licht die Barbarei gestört
Und Menschen Menschen sein gelehrt . . ."

An einer anderen Stelle, in seiner „Akadem. Rede von den Vorzügen und Vollkommenheiten des Menschen vom Jahre 1730,[1]) gehalten in der vertrauten Rednergesellschaft", heißt es:

„Die Vernunft hat den Menschen zum König der Tiere gemacht. Weit gefehlt davon, daß die menschliche Gesellschaft nach Art anderer Tiere in einer beständigen Wildheit lebe . . ., so unterscheidet sie vielmehr ihr Geschlecht von der unvernünftigen Brut aller Tiere, unterscheidet Laster und Tugend, . . . ordnet Kinderzucht . . . Durch ihren (Vernunft) Dienst gibt man Gesetze, den Unordnungen zu steuern, die in den großen Gesellschaften entstehen würden, durch ihren Dienst macht der Mensch sich selbst zur Tugend geschickt." Und dann heißt es hier weiter: „Das allermeiste Unglück verursacht jeder selbst, ein jeder ist meistenteils sein eigener Mörder . . . Braucht doch euren Verstand, läutert euren Witz, erfüllt euer Gedächtnis mit den nützlichsten Dingen." Gottsched meint selbst, daß der Mensch nicht sowohl boshaft, als unvorsichtig sei, und daß er nicht sowohl einen gottlosen Willen als einen schwachen Verstand habe. „In der Tat fehlen und sündigen die allermeisten aus Unverstand . . . Verdienen aber dergleichen Handlungen Bosheiten genannt zu werden?"[2]) Um alle Unsicherheiten über das Verhältnis von Vernunft zu Verstand bei Gottsched zu vermeiden, fragen wir jetzt zuerst einmal in seiner Weltweisheit an (§ 905 ff.).

„Die Kraft unsrer Seelen, sich etwas deutlich vorzustellen, nennen wir den Verstand" (§ 915). — „Wenn wir eine Fertigkeit im Demonstrieren erlangt haben, so besitzen wir eine Wissenschaft derjenigen Wahrheiten, die wir dergestalt zu erweisen vermögen. Da nun in einer solchen Demonstration die Wahrheiten zusammenhängen, und derjenige, der die Wissenschaften derselben besitzt, diesen Zusammenhang der Wahrheiten einsehen muß, so sehen wir, daß unsre Seele ein Vermögen habe, den Zusammenhang allgemeiner Wahrheiten einzusehen. Dieses Vermögen nennen wir Vernunft" (§ 942). „Dasjenige wird der Vernunft gemäß genennet, was mit den bereits bekannten allgemeinen Wahrheiten zusammenhängt oder durch richtige

[1]) Reichel VI S. 33 ff. [2]) Reichel VI S. 301.

Folgerungen daraus hergeleitet werden kann" (§ 945). Die Vernunft hat ihre Grade, „nachdem sie sich den Zusammenhang vieler oder weniger Wahrheiten vorzustellen oder denselben einzusehen vermögend ist" (1048). Die Vernunft ist nach der Empfindungskraft und Urteilskraft „die dritte Kraft unsres Verstandes" (§ 942).

Der Verstand umfaßt also die intellektuelle Seite des Innenlebens, das ist: Empfindung und Urteil; an den Verstand schließt sich dann das Vermögen der Vernunft an. Nun ergibt sich ein Doppelsinn beim Empfinden, insofern es bedeutet: Empfindung und Gefühl (Gemüt).

Lassen wir es damit bei diesen Erörterungen bewenden und sehen wir uns die Sache von der praktischen Seite an. Empfindung haben wir erledigt unter dem umfassenderen Begriff Gemüt. Urteilen und Vernunft halte ich für so verwandt, daß ich sie gleich zusammen behandle. Als dritte Seite werden wir im nächsten Abschnitt den Willen betonen.

Die Vernunft soll nun das ganze Leben leiten, sie erhebt den Menschen über das niedre Niveau des Tieres, sie erhebt den vernünftigen Menschen über den Unvernünftigen, denn auch hier gibt es noch zu scheiden. „Reden — z. B. — können sie alle, klug und vernünftig reden können die wenigsten." [1]) Damit von den Menschen recht viele zu ihrem eigentlichen Besitz gelangen, muß nun eben die Vernunft geweckt werden. Sie, „das Alleredelste, was wir besitzen, würde gleichsam begraben liegen und verwildern, wenn sie nicht durch das Zureden der Alten in den Kindern erweckt würde. Man hat dieses an den Exempeln gesehen, wo wilde Leute in Wäldern gefunden wurden. Weil sie in ihrer zartesten Kindheit durch unglückliche Zufälle aus der Gesellschaft der Menschen gekommen, unter lauter Bestien aufgewachsen und also nicht die geringste Anleitung gehabt haben, ihren Verstand zu gebrauchen, so sind sie so unvernünftig und dumm, als die andern Tiere gewesen." [1])

Wie wichtig es ist, daß die Erzieher nicht versäumen, die Vernunft zu wecken, ergibt sich einmal daraus, daß „unser ganzes Leben" „eine immerwährende Ausübung der Weisheit", eine „Schule der Vernunft und Tugend sein" soll,[2]) daß es also in der Hand der Erzieher liegt, die Kinder zur eignen Entfaltung zu bringen, und daß

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 149.

[2]) „Akadem. Rede zum Lobe der Weltweisheit" (Reichel VI).

sie im Falle des Unterlassens dieser Pflicht eine große Schuld auf sich laden um der Kinder willen. Andrerseits soll aber zugleich durch die vernunftgemäße Erziehung die allgemeine Unvernunft beseitigt werden, die sich in den vielen Mißständen äußert, so daß Gottsched in dem Gedichte „Der Mensch“ [1]) fragt: ob die Torheit des menschlichen Geschlechts hieße „vernünftig“ sein? und zum Schlusse den Leser auffordert:

„Nun, Leser, komm und sprich, ob ich zuviel gesagt,
Wenn ich mit Gullivern die kühne Tat gewagt,
Das menschliche Geschlecht für töricht auszuschreien.“

Es ist aber auch nicht zu erwarten, daß „der gute Geschmack und die Vernunft“ so sehr überhand nehmen, „daß kein abgeschmacktes und törichtes Wesen mehr zu finden sein sollte“.[2]) Wie hier Geschmack mit Vernunft zusammengesetzt ist, so anderweitig Tugend und Vernunft. Das erstere geht aufs Urteilen, das zweite auf den Willen. Während sich also in den Mißständen der Gegenwart die Unvernunft offenbart, soll sich die Vernunft offenbaren im gesunden Urteilen und Handeln.

Besonders auf den vernünftigen Geschmack legt Gottsched viel Wert. So äußert er sich z. B. in den folgenden Sätzen: Der gute Geschmack[3]) in freien Künsten und anderen Dingen, die zum gemeinen Leben gehören, ist unter uns, „wo nicht häufiger, doch gewiß ebenso häufig als bei den Franzosen, die sich doch so klug dünken lassen, anzutreffen“. Hierbei will Gottsched nicht nur von den Gelehrten reden, sondern von „allen gescheidten Personen aus allerlei Ständen und Lebensarten“. Schließlich fragt er: „Wissen nicht die meisten gesunde Urteile zu fällen?“, und führt dann eine Person an, die in allem, was sie tut, etwas Angenehmes offenbart. Ein Wohnhaus hat sie sich bauen lassen, angenehm abgeputzt, verziert. Inwendig sind verschiedene Tapeten und doch nicht widersprechend, der Garten — schön eingerichtet, dabei dies ohne große Kosten. Die Bibliothek ist nicht groß, aber auserlesen, die Bücher, in ähnlichen Einbänden, sind schön geordnet für Verstand und Auge. Ihre Kleidung ist nicht prächtig, aber sauber[4]) usw.

Im Scherze muß Vernunft mitreden, „ein aufgeweckter Scherz ist nicht unangenehm, er erweckt tiefsinnige Gemüter von ihren traurigen

---

[1]) Reichel V S. 104.
[2]) „V. T.“ 2. Aufl., S. 493.
[3]) „V. T.“ 2. Aufl., S. 36.
[4]) Ebenda S. 37.

Gedanken, er macht den Umgang angenehm und die Gesellschaft vergnügt". Ganz anders urteilt Gottsched über solche „Scherze", wie den mit dem Strohkranz bei einer Hochzeitsfeier,[1]) und meint dazu, „wer dergleichen läppische Dinge für einen Scherz ansehen kann, wo aber nichts Sinnreiches drinnen ist, der muß gewiß noch nicht den geringsten Begriff von der Sache haben". Dasselbe gilt von den grobianmäßigen, unbesonnenen, abgeschmackten Höflichkeiten, wie dieser, wenn einer Dame zu gleicher Zeit von verschiedenen Seiten drei Tassen Kaffee angeboten werden, wobei ihr aber alles im unvernünftigen Übereifer aufs Kleid gegossen wird.[2])

Im täglichen Verkehr bedienen wir uns der Sprache. Gottsched fordert, wie wir bald eingehender sehen werden, man soll deutsch reden, rein deutsch reden; aber beides ist nichts, wenn man nicht zugleich vernünftig redet, wenn man törichte Gedanken in noch törichteren Redensarten vorträgt, wenn man unnötige Zierrate sucht, wenn man einen gar zu gekünstelten Witz zeigt, wenn man endlich über alle Begriffe und Wolken fliegt, und die an sich verworrenen Sätze in den dicken Nebel unverständlicher Ausdrücke verhüllt.[3]) „Noch vor wenigen Jahren", fährt er fort, „war dieses der Geschmack, gewisse sonst gelehrte Männer verachteten die Einfalt der Wahrheit und Natur. Der Verstand bekam sehr wenig Licht, und der Wille ward gar nicht gerührt."

Wenn die Vernunft erst geweckt ist, dann muß sie immer wieder angeregt werden. So wird gerade der Geschmack dann gefördert, wenn man im Laufe der Zeit oder „auf Reisen und durch Bücherlesen die wahren Schönheiten von den falschen scharfsinnig unterscheiden gelernt" hat.[4]) Der „Geschmack" wird also intellektualistisch aufgefaßt und kann durch „Vernunft" gebildet werden.

Ich will noch einige Beispiele anführen, wodurch uns Gottscheds Forderung einer vernunftgemäßen Erziehung noch mehr illustriert wird. Vielfach mangelt es in der Art der Kleidung an der Herrschaft der Vernunft. Mancher behängt seinen Körper mit einer Menge von Kleidungsstücken, die schwerer ist als er selbst.[5]) Ein Frauenzimmer z. B. läuft in zehn Unterröcken herum, ein Mann mit vier bis sechs Unterwämsern. Was ist der eigentliche Grund dafür, daß sie dies

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 265. [2]) Ebenda S. 262.
[3]) „Akadem. Rede z. Absch. a. d. Rednergef., im Jahre 1728."
[4]) „Aufmunterungsrede an die Gesellschaft der freien Künste", 1753, bei Reichel VI S. 207 ff.
[5]) „V. T." 2. Aufl., S. 413.

tun? Bei Frauen, daß sie eine breitere Figur haben, bei den „Herren Männern" die Furcht vor Kälte. Andrerseits tun dann manche zu wenig, besonders die Frauen, bei denen die Mode und die Galanterie mehr zu sagen hat als die Vernunft. Gottsched meint: „es läßt sich wohl hören, daß unser Körper", „selbst ein so edles Geschöpf Gottes sei, daß er gar wohl verdiene auch mit den allerköstlichsten Dingen, die auf dem Erdboden zu finden sind, ausgeschmückt zu werden". Da nun Gott nicht „ohne sonderbare Weisheit" das Menschengeschlecht in zwei Gattungen hat bestehen lassen wollen und diesen „beiden Arten von Mensch eine Zuneigung gegen einander eingepflanzt" hat, dadurch sie sich die Beschwerlichkeit des Lebens erleichtern und manche bittre Stunde versüßen sollen, darf man es weder Mannes- noch Weibspersonen verdenken, „wenn sie diesem natürlichen Triebe gemäß" einigermaßen trachten, etwas Gefälliges an sich zu haben.[1]) Aber vor Übertreibung warnt schon Epiktet, der den Frauen, die sich schmücken, nur um den Männern zu gefallen, den Rat gibt, sich immer wieder belehren zu lassen, daß sie um keiner anderen Ursache willen geehrt werden, als[2]) daß sie sich sittsam, schamhaftig und mäßig bezeigen sollen. Verwerflich ist also „die[3]) unermüdete Begierde, eitle Mannespersonen zu reizen, zu entzücken, zu bezaubern, denn sie schweift aus". Und schließlich wird — ich erinnere an die einleitende Darstellung der Mißstände — ein Vernünftiger sich nicht von einer Schönheit blenden lassen, sondern sehr wohl wissen, daß[4]) „in einem schönen Leibe nicht immer eine schöne Seele wohnt".

Am meisten muß die Vernunft aufgerufen werden zur Bekämpfung des Aberglaubens, der an die verschiedensten Dinge anknüpft, an die Träume, ans Kuckucksrufen, Klingen der Ohren, an die Viertel des Mondes usw.[5]) Gottsched schließt diese Betrachtung mit den Worten: „Diese Dummheiten sind alle nur deshalb im Umlauf, weil die Menschen von allen Dingen keinen rechten Begriff gefaßt haben, weil sie dem Hörensagen ihrer alten Mutter, den Muhmen und Ammen zuviel trauen, weil sie keine Empfindung von einem guten und falschen Schlusse haben und alle Ursachen für giltig annehmen, sie mögen so abgeschmackt sein als sie wollen."[6])

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 56.
[2]) Ebenda S. 332 ff.
[3]) Ebenda S. 56.
[4]) Ebenda S. 206.
[5]) Ebenda S. 357 ff.
[6]) Ebenda S. 362.

Über die schließende Vernunft äußert sich Gottsched auch in dem Gesang auf den Tod des Hofrats Johr:

„Sagt, welcher hohe Zug wies euch, in tausend Werken
Der bildenden Natur den Schöpfer zu bemerken?
Was war's als dieser Geist, der in euch selber wohnt?
Die schließende Vernunft, die keiner Mühe schont,
Der Wesen Grund und Art und Ordnung auszuspüren,
Erst selbst was einzusehen, dann andre anzuführen."[1])

Das Letztere ist recht wichtig zugleich für den Unterricht, eine Voraussetzung für den Lehrer, den Lehrstoff selbst zu beherrschen, und eine Warnung für den Schüler, nicht gedankenlos in verba magistri iurare. Es gilt, den Zögling nun nicht nur anzuleiten, beim Hören sich der Vernunft zu bedienen, sondern auch selbst in seinen Äußerungen Zeugnis abzulegen, in seinem Sprechen. Die niedergeschriebene vernünftige Sprache ist nun der gute Stil usw. So entwickelt sich eins aus dem anderen. Wird die Erziehung unter dem geforderten Gesichtspunkte geleitet, so wird es dem Zögling zum Segen gereichen, während:

„Vorurteil und Trug verführt die größte Zahl,[1])
Manch falsches Urteil zeigt des Willens schlechte Wahl,
Der Sinne Zauberwerk legt der Vernunft viel Stricke
Und so verfehlt der Mensch aus Irrtum oft sein Glücke!"

Schließlich will ich auch gleich hier die Begriffe: Vernunftlehre und Metaphysik einführen. Die erstere reinigt gute Köpfe von Irrtümern, Vorurteilen und falschen Schlüssen, die andere teilt dem Verstande die Samenkörner der übrigen Künste und Wissenschaften mit, indem sie dem Verstande eine Fertigkeit in den ersten Grundwahrheiten der menschlichen Vernunft beibringt. Beides hängt eng mit einander zusammen. Welches das prius ist, zeigt der Satz aus der „Akadem. Rede zum Lobe der Weltweisheit":[2])

Bei den Gemütern der Menschen würde man von einem unvorbereiteten und rohen Verstande vergebens eine reiche Ernte der Gelehrsamkeit hoffen, wenn man ihn nicht gleichsam vorher bearbeitet und dadurch fähig gemacht hätte, die Saat der Wissenschaft anzunehmen. — Schließlich wird die Erfahrung die Menschen völlig überzeugen, wie herrlich der Nutzen der Wissenschaften sei. Es gilt freilich, sich zu bemühen, unaufhörlich „die[3]) Pflichten einer vernünftigen

[1]) Reichel V S. 252. [2]) Reichel VI S. 13 ff.
[3]) Ebenda S. 291: Trauerrede auf H. Pundts.

Kreatur" zu erfüllen und sich durch „den vergeblichen Zorn[1]) der Unvernünftigen" nicht hindern zu lassen, schrittweise vorwärts zu gehen, — — vor allem nicht zu rasten!

Im Gesang auf den Hofrat Johr heißt es:

„Das menschliche Geschlecht verlor sein Vorrecht ganz. —
Er ließ sich Witz, Verstand, Vernunft und Weisheit rauben
Und trug das harte Joch vom Köhlerglauben . . .
Wer nicht nach Weisheit forscht, der kann sie leicht verlieren.
Wer Weisheit finden will, muß immer weiter spüren.
Dies lehrt uns die Natur, die nichts auf einmal gibt,
Erst bringt des Lichtes Strahl in seiner Augen Paar,
Drückt Bilder ins Gehirn und macht die Seele klar;
Der Schall erfüllt das Ohr und läßt auf Töne merken,
Bis die Gedanken sich durch Wort und Namen stärken.
Geruch, Geschmack, Gefühl erhöhen auch den Witz,
Ein kleiner Eindruck wirkt bis in der Seele Sitz,
Allmählich wacht sie auf und lernt in vielen Jahren
Durch Unterricht Verstand und Klugheit durch Erfahren."[2])

Wir haben schon in den letzten Beispielen gesehen, wie sehr auch der Wille in ihnen eine Rolle spielt; und „eigentlich wahrhaft und groß" ist — nach der Trauerrede auf Frau D. Reichelinn[3]) — der zu nennen, „der sowohl am Verstande als am Willen groß ist" und also Gott selbst ähnlich wird, „der zu gleicher Zeit die höchste Weisheit und die höchste Macht besitzt". Wer seine Hoheit in etwas anderem sucht, oder auch die beiden wesentlichen Teile der wahren Hoheit von einander trennt, der verfehlt des rechten Zweckes und äffet sich selbst durch seinen Irrtum. Die wahre Größe des Verstandes besteht in der Weisheit, und diese ist allezeit mit der Größe des Willens, das ist mit der wahren Tugend, verbunden. Die Größe des Willens aber ist niemals ohne die Größe des Verstandes, denn da allererst, wo die wahre Weisheit zu finden ist, können die Kräfte zur Besiegung der Laster, des Glückes und Unglückes in allen Eitelkeiten der Welt recht angewendet werden.

Nun aber ist die Gottesfurcht eine solche Tugend, „die den Verstand mit einer Erkenntnis der edelsten Dinge und den Willen mit einer Tugend ausrüstet, welche das Allerschwerste auszuführen vermag." Ich will nun die Erziehung unter dem Gesichtspunkte der Gottesfurcht, der Religion, im nächsten Abschnitt betrachten. Be-

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 271. [2]) Reichel V S. 251.
[3]) Reichel VI S. 191 ff.

halten wir hier als Ergebnis: Gottsched fordert, daß das Kind vom ersten Jahre ab erzogen wird, daß in ihm die Vernunft geweckt werde „durch Zureden der Alten", daß nach Aufwachen der Seele das Kind in vielen Jahren durch Unterricht Verstand und durch Erfahren Klugheit lernen soll, daß durch Wissenschaft und Kunst der Verstand gebildet wird, der dann erkennen läßt, man habe von Natur Vernunft; diese muß dann das ganze Leben beherrschen, denn ein Mensch lebt nur insoweit, als er den Pflichten einer vernünftigen Kreatur Genüge tut. Nunmehr hat sich uns auch ein etwas konkreterer Inhalt ergeben für die Bestimmung des Zieles der Erziehung auf Grund der eben beendeten Ausführungen.

---

9. Kapitel.

Pädagogik unter dem Gesichtspunkte der Religion.

Durch den Gebrauch der dem Menschen vor dem Tier zu teil gewordenen Fähigkeiten wird dieser ein vernünftiger, verständiger Mensch, ein Weiser, ein Weltweiser. Seine Lebensweise ist beherrscht von der Weltweisheit. Der Ausspruch eines der berühmtesten alten Römer ist der, daß dem menschlichen Geschlecht von den unsterblichen Göttern kein herrlicheres Geschenk verliehen worden sei als die Weltweisheit. Die Wissenschaft der Glückseligkeit ist das Allervortrefflichste, was sich ein verständiges Wesen hat wünschen und von dem Urheber aller Dinge erlangen können.

Neben der Weltweisheit führt nun auch die Religion zu wahrer Glückseligkeit; beide sind nur dem Grade nach verschieden.[1]) Hier muß nun der Theolog Protest erheben; er muß behaupten, daß die Weltweisheit von der Religion übertroffen wird, denn sie hat für den Glauben inhaltsvolle Begriffe, ich denke an den obersten Begriff: Gott. — —

„Wahrhaft groß", hörten wir vorhin, „ist der, der sowohl an Verstand als an Willen groß ist und also Gott selbst ähnlich wird, der zu gleicher Zeit die höchste Weisheit und die höchste Macht besitzt." „Der Verstand eines wahrhaft Gottesfürchtigen beschäftigt sich mit nichts so sehr als mit dem Erkenntnisse der ewigen Gottheit

[1]) Akadem. Rede: „Ein Jurist muß ein Philosoph sein", 1726, Reichel VI, S. 59 ff.

und anderer himmlischen Dinge." Wenn auch Gottsched hier viel zu viel Erkenntnis und Wille betont, Intellektualismus und Moralismus, und das eigentlich Wesentliche der Religion: Bindung des Menschenherzen an den gütigen Gott, die natürlich eine Sinnesumwandlung in sich schließt, übersieht, so ist doch sein Satz immerhin interessant. Durch seine Einreihung der höchsten Weisheit in das Ideal wird sofort „die Finsternis" ausgeschlossen, „die das blinde Papsttum in der Welt ausgebreitet hat", dieser Katholizismus kann keine wahre Religion sein. Die Pfaffen, „die Lehrer der Unwissenheit", haben unter dem Mantel der Religion[1]) „manche Alfanzerei" gelehrt. Man denke nur an das unheimlich große Reich des Aberglaubens, dem die katholische Kirche nicht entgegentrat. Gottsched klagt:

„Seit Unvernunft und Wahn sich mit den Klöstern mehrten,
Und Mönche seltner Art die Laien dumm sein lehrten,
Erstickte diese Brut der Wahrheit alten Glanz."[2])

Demgegenüber hat man — wie Gottsched in seiner Lobrede[3]) auf die Erfindung der Buchdruckerkunst sagt — in protestantischen Ländern „den Samen der Erkenntnis und Tugend unbehindert ausstreuen lassen und geerntet. Es gibt aber leider Zeiten und Länder, wo man die Dummheit für den sichersten Pfeiler der Religion ansieht. Und doch sind gerade Unwissenheit und Irrtum allemal der Schandfleck des Heidentums und aller falschen Religionen gewesen. Licht und Einsicht aber sind die unschätzbaren Vorrechte, die der Vater des Lichts seinen wahren Anbetern allein mitteilt." Wenn gewiß auch zuzugeben ist,

„Soweit die Kräfte der Vernunft,[4])
Gelehrter Freund, bisher gedrungen,
Seitdem die Philosophenzunft
Der Weisheit schärfer nachgerungen,
So sehr hat man dabei bemerkt,
Daß niemand es aufs höchste triebe
Und täglich diesen Satz bestärkt:
Daß unser Wissen Stückwerk bliebe"

— wieviel hat doch die Neuzeit, z. B. allein durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, vor der alten Zeit voraus.

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 363.
[2]) Gesang auf den Tod des Hofrats Johr, Reichel V S. 251.
[3]) Reichel VI S. 149 ff.
[4]) Ode auf Herrn Heinr. Gottlieb Klausings Magisterpromotion, den 21. II. 1732. Gottsched-Schwabe, Gedichte S. 141.

Wie sich Gottsched zur Offenbarung stellt, zeigen folgende Sätze: „Der Weise wird von der einhelligen Stimme[1]) aller Kreaturen überführt, daß notwendig ein Gott sei", ist dies geschehen, so „ergibt er sich gänzlich der Betrachtung dieses allervollkommensten Wesens. Die ganze Welt wird ihm eine Schule der Wahrheit und jedes Geschöpf gibt einen durchdringenden Lehrer ab. Er verbessert dasjenige aus der Offenbarung, was er aus der Natur von den Eigenschaften und dem Willen Gottes nicht vollkommen hat begreifen können. Hier bewundert er nun Gottes Größe und Güte, seine Macht und Weisheit, seine Heiligkeit, Liebe und Gerechtigkeit. Er verehrt seine väterliche Vorsehung. Was für wichtige Dinge beschäftigen hier den Verstand eines Gottesfürchtigen! Welch eine erhabene Wahrheit ist es, dadurch sein Gemüt einer wahrhaften Hoheit und Größe teilhaftig wird!" Selbst die Weisen der Vorwelt werden hierin von der Neuzeit übertroffen.[2]) — Der christliche Theolog muß betonen, daß der Mensch aus der Natur usw. nie den christlichen Gott der Liebe erkennen wird. Diese allgemeine Offenbarung hat für ihn sekundäre Bedeutung.

Gottsched meint, daß dadurch, daß die Christenheit, wie das Urteil aller geistlichen Sittenlehrer erkennen läßt, recht viel Sünder in sich schließt, da es vielfach „mitten unter den Christen ärger als unter den Heiden zugeht", der Beweis erbracht sei, daß eben den Christen der Verstand fehlt, das Gute zu wählen. Da Gottsched die Moral betont, gewinnt dieser Satz Bedeutung für seine Pädagogik. Ebenso dieser: „Gibt es keine natürliche Tugend, dazu man keines übernatürlichen Beistandes nötig hat?", in Anschluß an welchen Gottsched die Großen des Heidentums feiert.[3]) Erwähnen muß ich auch eine Stelle aus seinem Lehrgedicht:[4]) „Daß der Mensch an seiner Verdammung Schuld ist, bei Gelegenheit eines Donnerwetters" 1718:

„Die Gnade Gottes will auch euch zum Himmel bringen,
Doch keinen mit Gewalt zum frommen Leben zwingen . . .
So ist die Schuld alsdann nur unser ganz allein,
Wenn wir so bosheitsvoll, so töricht wollen sein,
Daß der verirrte Geist den Himmel von sich schiebet
Und nach verkehrter Art die gröbsten Laster liebet."

---

[1]) Reichel VI S. 149 ff.
[2]) Trauerrede auf Frau D. Reichelinn.
[3]) Reichel VI S. 302. [4]) Schwabe S. 583.

Hingegen nimmt die Tugend bei Klugheit und Verstand zu.[1])

„Die Früchte der Religion fließen" — sagt Gottsched in der „Akadem. Rede von dem verderblichen Religionseifer", Reichel VI S. 2 — „aus der Erkenntnis angeführter Lehrsätze", und „wie weit größer macht nicht die Gottesfurcht den Willen eines Menschen durch die Tugend?" Sonderlich alsdann, wenn sie ihm das Vermögen gibt, seine Leidenschaft zu dämpfen und sogar den stärksten unter allen Feinden, den Tod, zu besiegen. Durch die kräftige Überzeugung ihres Verstandes, daß alles, was in der Welt geschieht, von dem allergütigsten und weisesten Schöpfer herrühre, lehrt sie, sich selbst besiegen und den Tod. Die Liebe und Ehrerbietung vor Gott dämpft ja alle unordentliche Begierden, ehe sie noch zu Kräften kommen können . . . Bezwingt ein Gottesfürchtiger seine Leidenschaften, so besiegt er auch endlich selbst den Tod, erwartet ihn gelassen und zieht als triumphierender Sieger in die Ewigkeit ein.[2]) Wenn ich auch hier betonen muß, daß nicht die Tugend dem Menschen das Vermögen gibt, den Tod zu besiegen, sondern der Glaube an die verzeihende Liebe Gottes, so sind doch Gottscheds Anschauungen wichtig im Rahmen seiner Pädagogik. Als ein Muster stellt Gottsched die früh vollendete Frau Dr. Reichel hin, er rühmt ihren „stillen, sittsamen und recht jungfräulichen Wandel von Jugend auf, das ist ihre wahre Gottesfurcht und jungfräuliche Tugend". Man sah sie ja in keiner Beschäftigung eifriger als in der Übung der Gottesfurcht, und „daraus entstand nun ihr kindlicher Gehorsam, ihre Sittlichkeit, ihre Demut, ihre Häuslichkeit, ihre Sanftmut und ihre Leutseligkeit gegen alle". Man darf durchaus nicht meinen, daß herrschende Sitten manches, was sonst zu verwerfen sei, entschuldigen; immer ist die Jugend anzuhalten zur Übung der Gottesfurcht.

Auch in unseren Tagen tut es not, daß man die Kinder hinführe zum Glauben, zur Gottesfurcht, daß sie stark bleiben im Glauben, und daß dieser Glaube die Früchte bringe im Leben. „Das Leben eines Menschen gleicht einer Wanderschaft, wo man fast bei jeder Stadt, bei jeder Meile . . . neue Pflichten auszuüben, neue Tugenden zu zeigen, Ursache hat. Wege, Witterungen, Gefährten,

---

[1]) Schwabe S. 327, „2. Gesang, als die gelehrte Brüderschaft in Leipzig ihr erstes Jubelfest feierte".

[2]) Trauerrede auf Frau D. Reichelinn.

Gefahren, Herbergen, Reizungen, Ergetzlichkeiten, alles fordert fast ein verändertes Bezeugen von ihm." Und — „ohne ihre alte Tugend zu verlassen, hub sie (Frau D. Reichel) an, eine neue nach der anderen auszuüben", so im Ehestand, in treuer ehelicher Liebe usw. Schließlich wäre es wohl auch „ohne eine wahre Gottesfurcht" unmöglich, sich so wenig über die Wege Gottes zu beschweren." Das Bewußtsein „Gott hat mich auch lieb" tröstet.[1])

Als einen weiteren Gesichtspunkt, unter dem Gottsched die Erziehung geleitet wissen will, werden wir bald im Zusammenhang mit der Behandlung der „Muttersprache" die nationale Erziehung betrachten.

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei eine Stelle aus Reichel erwähnt, die zeigt, daß der Versuch, möglichst alles an Gottsched zu loben, mitunter eher abstoßend als anziehend wirken kann. Reichel lobt die Anpassungsfähigkeit Gottscheds und sagt darüber: Er ließ sich schonend zu diesem unsern Volke herab, und trachtete, es im Rahmen der allgemeinen herrschenden Weltanschauung zum Besseren emporzuführen. Nun sei es — „rührend" zu beobachten, wie der dem Kirchenglauben völlig entwachsene Denker als Magister der Weltweisheit seinen Vortrag auf den Ton der Gläubigkeit, des naiven Gottes- und Unsterblichkeitsglaubens zu stimmen weiß, einerseits, um gedeckt zu sein, wenn ihn aufmerksam seine ketzerische Gesinnung überwachende Priester des Atheismus verdächtigten, andrerseits, um sein Lehramt nicht aufs Spiel zu setzen, kraft dessen er die studierende Jugend in den Tempel der Erkenntnis geleiten konnte, und nicht zugleich auch die Wirkung auf jene Massen zu verlieren, die er unmerklich zum Höheren erziehen wollte, die — darin mußte er sich klar sein — in Deutschland kein zweiter so gut erziehen konnte wie er. Ich darf wohl ehrlich bekennen, mich hat nie ein Gefühl wie „rührend" beschlichen, wenn ich von dieser übermäßigen Anpassungsfähigkeit Gottscheds hörte. Lieber hätte Gottsched nichts sagen sollen, als etwas, was nicht seine feste Überzeugung war. Er, der Vertreter der Philosophie, der Weltweisheit, der die Macht des Exempels so sehr betont und seine Schüler zu Charakteren heranbilden wollte, hätte hier auch sich selbst lieber als geschlossenen Charakter zeigen sollen. (Siehe Reichel, Gottsched, ein Kämpfer für Aufklärung und Volksbildung, Vortrag 1900, Seite 12.)

III. Abschnitt.

Die Schule.

10. Kapitel.

Schule und Elternhaus.

Wir sind durch die letzten Ausführungen schon aus der Kinderstube hinausgeführt worden ins bewegte Leben. Das erste wichtige Moment im Leben des Kindes ist der Eintritt in die Schule. Nun ist aber gleich hier als ein grundlegender Satz zu beachten, daß die Pflicht des Elternhauses nicht aufhört, wenn die Schule beginnt, wenn das Geschäft des Erziehens und speziell des Unterrichtens in die Hände besonderer Personen gelegt wird.

Es wird — „glücklicherweise" möchte ich sagen — nicht die Regel sein können, daß das Kind von Haus aus derartig vorgebildet werden kann, daß eine besondere Schulung bis zum Studium überhaupt unnötig gemacht werde, wie es mit Gottsched durch die treffliche Vorbildung seitens seines Vaters geschah. Mit ihm selbst wurde „der[1]) Sitte seiner Zeit gemäß" der Unterricht sehr zeitig begonnen, „aber durch vernünftigen Takt ward bald wirkliche Neigung zum Studium erweckt". Gottsched hat sich gern dieser Zeit erinnert und sie oft gepriesen:

„Durch die väterliche Klugheit ward die Arbeit mir ein Spiel,
Denn sie machte, daß mir alles, was mir nützte, wohlgefiel."

Durch das Talent des Vaters, der es nicht an Fleiß und Ausdauer fehlen ließ, und dessen „Fleiß" „mit den Jahren wuchs", ist Gottsched der „Schülerorden, der viel tausend Knaben quält", „ein Paradies geworden".[2])

---

[1]) Waniek S. 6.

[2]) Ode „an meinen Vater zu seinem Geburtstag".

Wie hoch Gottsched diese Ausbildung daheim schätzte, zeigt jene fingierte Geschichte von dem „braven, wohlhabenden Mann auf dem Lande", der nach dem Tode seiner Frau der Erziehung seiner beiden Kinder, eines Sohnes und einer Tochter, mit äußerstem Fleiße obgelegen ist, womit es auch endlich nach vieler Mühe und großen Kosten „so glücklich von statten gegangen, daß er sie beide, unter der Aufsicht eines Hofmeisters mit Nutzen hat auf die Universität schicken können".[1]) Die Hofmeistererziehung spielt eine Rolle in der Pädagogik Montaignes, später gab dann Locke dieser den Vorzug vor der Erziehung durch die Schule, mit Rücksicht auf die Möglichkeit, die Individualität der Kinder besser betonen zu können. Auch in Rousseaus Emile steht die Hofmeistererziehung im Vordergrund. Es ist aber, wie gesagt, nicht möglich, daß jede Familie den Aufwand für eine solche Hofmeistererziehung bestreiten könne. So muß nun der Schulunterricht in sein Recht treten. Gottsched selbst spricht in seinen Werken von mehreren Arten von Schulen.

Abgesehen von Adelsschulen, die er mit Bezugnahme auf Österreich erwähnt, kennt er höhere und niedere Schulen, ebenso auch mittlere. Von Trivialschulen spricht er auch; es sind dies die niederen, gewöhnlichen Volksschulen in den Gemeinden, wie sie Maria Theresia in der „Allgemeinen Schulordnung" für jede Gemeinde fordert, an ihnen war meistens nur ein Lehrer tätig. Ein andermal heißt es: Die Rektoratsschulen in der Gemeinde sorgten für die Belehrung des Volks, das sich zu den Schulbänken hingezogen fühlte. — Daneben bestanden die Lateinschulen, die eigentlichen Gelehrtenschulen; die Hochschulen bildeten die Universitäten. Neben diesen Anstalten zeigten sich die ersten schüchternen Anfänge des Realschulwesens, die besonders den Interessen der Nichtstudierenden Rechnung tragen sollten.

Was nun den damaligen Schulbetrieb anlangt, so stand er nicht gerade auf hoher Stufe. Obwohl Ratichius und Comenius eine genaue Anpassung des Schullehrplans an die natürliche Entwicklung des kindlichen Geistes gefordert hatten, ferner die Voranstellung der deutschen Sprache und die Zugrundelegung der Anschauung auf allen Unterrichtsgebieten verlangt hatten, war doch von diesen Forderungen keiner, oder doch nur ein sehr geringer Einfluß auf das öffentliche Leben ausgegangen.[2]) Gottsched klagt in den

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 389.

[2]) Reichel, im „Deutsch. Schulmann" 1901, S. 439.

„Beiträgen" 1735: „Der Unterricht, welchen die Kinder in den ersten Jahren empfangen, scheint so wichtig, und dessen Folgen scheinen in allen Ständen so erheblich zu sein, daß man billig in Verwunderung gerät, wenn man erwägt, daß im gemeinen Leben fast keine Sache mit wenigerem Eifer besorgt wird als ebendieselbe. Zumal in den Schulen scheint alles mehr darauf angelegt zu sein, die Studierenden fein lange aufzuhalten, als denselben die nächsten Wege zum vorgesetzten Endzweck zu zeigen." Und was waren die Resultate des Unterrichtes? Viel leisteten die Schulen gewiß nicht. In seiner Stellung als Universitätsprofessor hatte Gottsched sehr oft Gelegenheit, diese zu tadeln. Dasjenige, was die Schüler aus der Schule mit fortnahmen — es handelt sich hierbei um Schüler der Lateinschulen, denn sie bereiteten in der Regel allein für die Universität vor, — bestand in einer ganz oberflächlichen Kenntnis der alten Geschichte, der Erdbeschreibung und in einer noch oberflächlicheren Bekanntschaft mit der mathematischen Wissenschaft. Das war in den meisten Fällen der ganze Wissensvorrat, den die Schüler zur Universität mitbrachten.[1]) Hier setzt nun Gottscheds reformierende Tätigkeit ein.

11. Kapitel.

Der Mädchenunterricht.

Fragen wir uns zunächst, wer soll die Schule besuchen? Sollen nur die Knaben sich vorbilden lassen, oder auch die Mädchen? Soll die Vorbildung etwa auf einen späteren Beruf abzielen? Die Antwort ergibt sich uns, wenn wir rückwärts blicken auf die Voraussetzung einer guten Erziehung in der Kinderstube: Die Mutter muß gebildet sein.

Der eigentliche Beruf der Frau ist der Mutterberuf in der Familie; zu diesem muß sie erzogen, vorgebildet werden. Bei Gottsched ist nun demgemäß von einem regelrechten Unterricht der Mädchen die Rede. Hören wir die Geschichte von dem wohlhabenden Landbewohner zu Ende. Er hielt es für ungerecht, nur den Jüngling zu den Wissenschaften zuzulassen und das Mädchen zu den sogenannten weiblichen Verrichtungen zu verdammen; deshalb hat er seine beiden Kinder gleichmäßig in allerlei Wissenschaften und Leibesübungen ohne

[1]) Reichel, im „Deutsch. Schulmann" 1901, S. 439.

Unterschied des Geschlechts unterrichten lassen. Nun kann man sie beide kochen, sticken oder auch fechten und reiten sehen. Dazu tragen beide die gleiche Kleidung, entweder Männer- oder Frauenkleider, je nach ihrer Beschäftigung. Auf diese Art würden die Bürger verdoppelt, indem man sowohl die Mannspersonen als Weibspersonen „ohne Absicht auf ihr Geschlecht zu allerlei Verrichtungen gebrauchen" könnte. Warum sollte nicht eine „eifrige Predigerin, eine muntere Küraßreiterin, ansehnliche Bürgermeisterin . . . nicht ebenso gute Dienste verrichten", als wie sie von den „Mannspersonen bisher verrichtet" wurden.

Entschieden führt uns diese Idee weit in das Bereich des Originellen, lassen wir aber alles phantastisch und absurd Anmutende, wie etwa den jungen Mann mit dem Strickstrumpfe und das junge anmutige Fräulein im Lederwams, fechtend mit dem Schläger — beiseite; Gottscheds Forderung leuchtet jedem klar entgegen: Die Frau soll Anteil haben an den Wissenschaften, dem Manne gleichgestellt werden; infolgedessen soll sie auch nicht von „männlichen" Berufen ausgeschlossen bleiben.

Hören wir etwas Ähnliches vom Vater der Marilis, dessen Praxis als Aufmunterungsexempel der Forderung hinzugefügt wird, daß sich die Väter mehr um die Erziehung ihrer Töchter kümmern sollen.[1]) Dieser Mann läßt seine Tochter nächst den Gründen des Christentums in der lateinischen und französischen Sprache unterweisen, in den Fabeln des Phädrus und in den Geschichten des Nepos. Da sie Lust zu Geographie und Historie zeigte, ließ er ihr das Nötigste schon vor dem 9. Jahre gleichsam spielend beibringen. Saß er dann bei Tische, oder war er mit dem Zeitungslesen beschäftigt, so fragte er sie dieses und jenes selbst. Dann erhielt die Tochter den nötigsten Unterricht in der Vernunft- und Sittenlehre. Vor allem legte er Nachdruck auf eine genaue Erlernung des Deutschen, auf Enthalten von aller pöbelhafter und grober Aussprache; er ließ sie sich üben im Deutschschreiben, zu diesem Zwecke ließ er sie ab und zu in der Zeitung lesen und dann über den Inhalt des Gelesenen referieren; ließ er dies schriftlich geschehen, so korrigierte er ihre Niederschriften. Nun ist das Mädchen herangewachsen, aber noch immer unterrichtet er sie in seiner Mußezeit. Er lehrt sie eine tiefere Betrachtung der Geschöpfe Gottes und die göttliche All-

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 340 f.

macht, Weisheit und Güte bewundern. In verständigen Gesprächen benützt er den dargebotenen Anlaß zur Betrachtung über die Torheit der Kleiderpracht und des Stolzes auf äußere Schönheit. Zu Weihnachten hat er ihr ein Andachtsbuch geschenkt usw.[1]) Auf diese Weise ist die Bildung der Marilis zu einem Muster edler Art geworden, und sie selbst wird als leuchtendes Exempel den Mädchen vorgestellt.

Ich gedenke hier auch der Tochter der uns schon bekannten üblen Xantippe, die alle ihre Neigung dem Sohne gewidmet hat und die Tochter nicht ausstehen kann, die doch bis in ihr 14. Jahr soviel gelernt hat, als ihre Mutter „bis auf diese Stunde nicht kann". Sie redet französisch, versteht Latein, liest selbst Griechisch und Hebräisch, kann alle Gattungen des Nähens und Stickens, ist noch dazu von angenehmer Leibesgestalt, tanzt wohl und ist höflich, freundlich, bescheiden gegen jedermann. „Was verlangst du mehr, harte Rabenmutter?"[2]) Die Eltern haben die Pflicht, sich um den Unterricht ihrer Töchter zu kümmern. Sie sollen den Lehrmeistern anbefehlen, daß sie dieselben ebenso wie die Knaben im Rechtschreiben üben mögen. „Schämt man sich bisweilen nicht, wenn man einige Zettel zu sehen bekommt, die von manchem überaus artigen Frauenzimmer von Wäsche-, Haus- und Küchensachen geschrieben werden?" Wie elend sind da alle Wörter verstümmelt![3])

Die Frage, ob ein Mädchen überhaupt etwas lernen soll, wird also sofort beantwortet einmal mit dem Hinweis auf den Mutterberuf, event. auch sozialen Beruf, sodann aber schon durch die Erinnerung an die Ungerechtigkeit, die darin bestehe, den Knaben allein Unterricht zuteil werden zu lassen. Zugleich erhielten wir Aufschluß über die Gebiete, auf denen auch ein Mädchen ausgebildet werden soll, und auch über die Grenzen des Unterrichts, denn Gottsched hält die Gelehrsamkeit der Marilis und der Tochter der Xantippe für ausreichend.

Liegt etwa der Grund für die bisherige Zurücksetzung in einer Unfähigkeit der Frau zu wissenschaftlicher Bildung? Gottsched antwortet:[4]) Wer wird so verwegen sein und dem Frauenzimmer alle Munterkeit des Geistes und alle Vernunft ganz und gar absprechen? Das weibliche Geschlecht „besitzt freilich von Natur mehr

---

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 340 f.
[2]) Ebenda S. 273.
[3]) Ebenda S. 193.
[4]) Ebenda S. 39 ff.

Lebhaftigkeit und eine feurigere Einbildungskraft als die Männer." Aber das Mißtrauen gegen das weibliche Geschlecht, daß es keine solchen Werke fertig bringe, habe man wohl nur deshalb, weil es von Jugend auf „in der unverantwortlichsten Unwissenheit gelassen wird".[1]) Demgegenüber betont Gottsched, daß die Frauen „eben die Kräfte wie die Mannspersonen" haben, „eben die Fähigkeiten in der Gelehrsamkeit, etwas zu tun". Gottsched erinnert im Anschluß hieran an die Schriften der Schürmann, Scudery und Dacier.

Also an Begabung mag es den Mädchen nicht fehlen, wohl aber an Anleitung. Werden sie ja ein Opfer der Dummheit der Mütter, der Eltern, die in der Meinung sind, es sei zum Mädchenunterrichte genug, wenn sie gelehrt werden, „die Buchstaben zusammensetzen und dieselben, zuweilen schlecht genug, nachmalen."[2]) Darauf hält man ihnen eine Französin, um eine fremde Sprache ins Gedächtnis zu fassen, da sie „doch die Muttersprache noch nicht recht verstehen". Ihr „Verstand wird durch keine Wissenschaft geübt", und man bringt ihnen „außer einigen, oft übel genug aneinanderhängenden Grundlehren der Religion nichts bei, ja auch diese werden meistenteils mehr dem Gedächtnisse als dem Verstande eingeprägt". Nach dieser „Schule" erhält die Tochter außer dem Gebetbuch keines zu lesen, oder höchstens einen läppischen oder kindischen Roman, wodurch nur die Eitelkeit gestärkt wird. An Nachdenken nicht gewöhnt, ist die Literatur ethischen Inhalts ihnen zu schwer. Eitle Väter sind zufrieden, „wenn ihre Töchter etwa ein Klavier oder eine Laute spielen, geschickt tanzen und etwa ein wenig zeichnen lernen", diesen sagt jedoch Gottsched: Gelehrt seien die Töchter deswegen noch nicht, selbst wenn sie Baßgeige spielen und Orgelschlagen gelernt hätten, im übrigen sind aber solche Väter unbesorgt, ob die Töchter auch eine Zeile ohne Fehler schreiben oder in etlichen Wochen eine Seite aus einem vernünftigen Buche durchlesen.[3])

Tiefe Wurzeln hat auch das Vorurteil gefaßt, daß das Frauenzimmer[4]) in gelehrten Sachen alles von den Männern lernen müßte. Daran sind die Männer schuld; statt daß sie durch eine richtige Beurteilung der Frau zu deren Besserung mitwirken, indem sie sie ihre Fehler erkennen lehren, verhindern dies die einen dadurch, daß sie die Frauen schlimmer darstellen als sie sind,[5]) oder dadurch,

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 39 ff.
[2]) Ebenda S. 39 ff.
[3]) Ebenda S. 342.
[4]) Ebenda S. 265.
[5]) Ebenda S. 93.

daß sie ihnen nur schmeicheln und somit Unwahrheiten sagen, etwas Ernstes aber nie vorbringen. Manche Männer scheinen sich für den Verkehr mit Frauen dies als Grundsatz festgesetzt zu haben: Nichts Ernsthaftes mit ihnen reden, „alles, was ihrer Meinung nach artig sein soll, das muß gespielt, gescherzt und gekindert sein". Eigentlich liegt ja darin eine Beleidigung und Geringschätzung.[1]) Von den Frauen sind nur wenige fähig, die Schmeicheleien richtig auszunützen, wie Clarice, die sie als Probierstein benützt, der ihr „die durchgängige Falschheit der Männer entdeckt", und als einen Spiegel, darin sie erkennt, wie sie sein soll, und wieviel ihr noch fehlt, ehe sie so vollkommen wird, wie man ihr alle Tage vorsagt, daß sie schon wirklich sei.[2])

Also von Haus aus schlecht erzogen und unterrichtet, tritt ein schädliches Moment bald zu diesem Mißstand hinzu, — die Saat, die von Anfang an in die Seele des Mädchens gestreut ist, nämlich Einflößung der besonderen Hochachtung vor sich selbst, diese Saat gedeiht umsomehr, als bald die Berührungen mit dem männlichen Geschlechte eintreten, das sich die Mühe gibt, „die natürliche Moral durch seine Schmeicheleien vollends zu verderben".[3]) Die meisten Schmeicheleien stammen aus der Mode der Galanterie; gewiß finden sie Anklang beim weiblichen Geschlecht, aber bei diesem Geschlecht ist „auch nicht immer der rechte Richter" zu suchen.[4]) „Es scheint das ganze männliche Geschlecht habe sich vereinigt, uns an der Erkenntnis unsrer Unvollkommenheiten hinderlich zu sein", läßt Gottsched seine Sprecherin ausrufen, „man müsse denn einige vernünftige Väter und bescheidene Ehemänner davon ausnehmen". Doch, was diese letzteren bessern wollen, das kommt gemeiniglich zu spät, und „es geschieht oft, daß derjenige, welcher seine Liebste so vereiteln geholfen, durch eben dieselbe, wenn sie seine Frau geworden, dafür gestraft wird".[5])

Wenn hingegen die richtige Erziehung diesen Dünkel im Anfang vernichtet, so wird der Unterricht Früchte bringen. Die Anleitung muß die unordentliche Lehrbegierde, die sich im Vorwitz der Frauen zeigt,[6]) ordnen. Bald werden die Früchte des guten Unterrichts offenkundig werden. Statt der Abscheu, die manche Frauen haben, allein zu sein, wird die spätere Hausfrau sich in ihrem Heim wohlfühlen und eine Menge Pflichten als die ihrigen im Familienkreise

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 265.
[2]) Ebenda S. 94.
[3]) Ebenda S. 91.
[4]) Ebenda S. 87.
[5]) Ebenda S. 93.
[6]) Ebenda S. 50 ff.

erkennen und erfüllen.[1]) Statt die Zeit, wie andre, auf Befriedigung der Putzsucht anzuwenden, wird sie Zeit haben, ihre Hausgeschäfte pflichtgemäß zu erledigen und in Mußestunden an die Fortbildung ihres Geistes denken durch Lesen guter Bücher usw.[2]) Gerade der Versuchung zur Putzsucht gegenüber muß sich die Frau ablehnend verhalten (Erinnerung an das Amazonenreich!);[3]) und die Bildung ist gar groß, welche eine ideale Erziehung der Kinder erfordert, „durch die sich manche Cornelia unsterblich gemacht hat". „Zur Besorgung des Hauswesens und zur Verpflegung der Männer" haben sie „viel Verstand und Geflissenheit" nötig.[4])

Wir könnten hier dieses Kapitel beschließen, wenn sich nicht einige Stellen gefunden hätten, in denen Gottsched doch einen Unterschied macht zwischen Leistungsfähigkeit von Mann und Frau. Ich erinnere an das Schreiben an Frau Wernerin, an die sächsische Hofmalerin:[5])

„So hat sie es gebracht in allem, was wir lesen,
So ist es freilich wohl für Weiber viel gewesen,
Für Männer aber nicht . . ."

Hierzu paßt auch das Wort: „Dergestalt glaube ich, daß ich gelehrt genug sei, denn sich noch weiter in die gelehrten Sachen vertiefen, das würde für eine Person meines Geschlechts entweder nicht möglich, oder doch, dafern nicht besondere Umstände solches anraten, ganz unnötig sein."[6]) Gottsched sieht also doch die Tatsache, daß in Wirklichkeit der Unterschied zwischen Mann und Frau auch auf wissenschaftlichem Gebiete in der Regel nicht ganz zu beseitigen sein wird. Diejenigen, bei denen es besondere Umstände anraten, sich ganz der Gelehrsamkeit zu widmen, müssen besonders fest sein gegenüber den Gefahren der Gelehrsamkeit fürs weibliche Geschlecht: Hochmut, Pedanterie, Eigensinn. Dann sagt Gottsched selbst: „Ich begehre nicht, daß sie (die Frauen) sich in solche Wissenschaften und Künste einlassen sollen, welche entweder ganz in keiner Übung, sondern in bloßer Betrachtung bestehen, oder aber zu ihrer Selbsterkenntnis wenig beitragen, vielmehr aber ihr Gemüt abziehen. Dasjenige Frauenzimmer, welches sich damit verwirrt, wird meistens pedantisch, hochmütig, eigensinnig."[7]) Da also Gottsched weiß, daß

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 69.
[2]) Ebenda S. 57.
[3]) Ebenda S. 50 ff.
[4]) Ebenda S. 63.
[5]) Reichel V S. 227.
[6]) Ebenda S. 342.
[7]) Ebenda S. 46 f.

die gelehrten Frauenzimmer „nicht allemal die besten Haushälterinnen" sind, warnt er vor Überspannung seiner Forderung, läßt als Hauptzweck: Selbsterkenntnis — durchblicken und betont die praktische Betätigung vor der bloßen Betrachtung, wünscht Übung des Verstandes und nicht nur Gedächtniseinpaukerei.

„So wird denn auch in der Regel nicht zu besorgen sein, daß wir gar zu viel gelehrte Frauenzimmer bekommen werden, wenngleich ein Mädchen vom 4. bis 12. Jahre in allerhand nützlichen Dingen, als im Deutsch, Latein und Französisch, im Lesen, in den Anfangsgründen der Grammatik, im Rechtschreiben, im Rechnen, im Christentum und endlich in der Verfertigung eines deutschen Briefes unterwiesen würde." „Wenn die Töchter täglich gleich drei bis vier Stunden in der Schule wären, so hätten sie doch Zeit genug, ein wenig zu nähen, oder andre Kleinigkeiten machen zu lernen. Die Haushaltungsarbeiten aber, welche mehr Verstand erfordern, würden nach dem zwölften Jahre desto besser von ihnen gefaßt werden."[1])

Über die Frauen, besonders die, die sich der Gelehrsamkeit widmen, werden wir später zu sprechen haben bei der Behandlung der „akademischen Frauenzimmer". Halten wir für jetzt fest, daß das Mädchen dieselben Fähigkeiten besitzt wie der Knabe; wenn sie beim Mädchen richtig beachtet werden, kann es wohl auch Ansehnliches, mitunter den Männerleistungen Gleiches, leisten, es ist im Prinzip zu jedem Beruf fähig. Nach der praktischen Seite ist das Wichtigste die Betonung des Mutterberufs, denn dieser ist faktisch der eigentliche Beruf der Frau, der schon an sich genügen würde, die Erziehung und Unterrichtung der Mädchen zu fordern, denn von ihm hängt wesentlich ab, ob Vernunft und Tugend die Welt erobern. Daß alle Kinder unterrichtet werden, fordert bereits Ratke; daß Knaben und Mädchen aller Stände die Schule besuchen sollen, spricht auch Comenius aus. Die allseitige Mädchenerziehung fordert der Pietismus. Es ist wichtig, daß Francke die Schrift Fénelons über die Mädchenerziehung ins Deutsche übersetzt hat. Fénelon wünscht die Erziehung der Töchter, sie sollen zwar weder den Staat regieren, noch in den Krieg ziehen, noch in den geistlichen Dienst treten. Daran hindere sie ihre Natur im allgemeinen. Aber zu ihrer Lebensaufgabe sollen sie erzogen werden, und zwar nicht über ihren Stand hinaus. Die Lebensaufgabe aber ist: Erziehung

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 193 f.

der Kinder. Zu guten und brauchbaren Erzieherinnen sind sie also heranzubilden. Diese Bestrebungen begannen sich sehr langsam Anerkennung zu verschaffen. Jedenfalls war zu Beginn von Gottscheds literarischer Tätigkeit die Frage der Mädchenerziehung in Deutschland noch ein wunder Punkt. Deshalb setzt er hier ein. Er betont, wie wir gesehen haben, mit großem Nachdruck die Wichtigkeit des Mutterberufs, zu dem die Töchter erzogen werden sollen. Seine Originalität besteht eigentlich darin, daß er im Prinzip die äußersten Konsequenzen zog.

---

12. Kapitel.

Der Unterricht in der Muttersprache.

Soweit es nötig ist, mögen nunmehr Gottscheds Forderungen, die einzelnen Unterrichtsfächer betreffend, berücksichtigt werden. Von der Pflege der Religion, vom „Unterricht im Christentum", der nicht im Auswendiglernen schlecht aneinander gereihter Lehrsätze bestehen soll, darf ich hier absehen, nachdem wir oben[1]) über die Erziehung unter dem Gesichtspunkte der Religion gesprochen haben. Beginnen wir mit jener Forderung, die Gottsched immer wieder nachdrücklich erhoben hat, der Forderung der Pflege der Muttersprache.

Wir haben oben[2]) von dem Gaffen nach dem Auslande in aller Kürze zu hören Gelegenheit gehabt, das auch die Kindererziehung ungünstig beeinflußt, besonders deshalb, weil es für fein gilt, die Kinder auf ausländische Weise zu erziehen, so daß sie ihre heimatliche Mundart verachten lernen und lieber die Sprache der Nachbarn verstümmeln, deren Wörter radebrechen und deren Silben verfälschen, „als ihre eigne Landessprache rein und fertig reden wollen".[3]) Diese Torheit weiter um sich greifen zu lassen und sie nicht zu ersticken, ist eine große Versündigung an der Nation. Hören wir Gottscheds Klage in der Vorrede zum „Kern der deutschen Sprachkunst" an seine Freunde unter den Lehrern: „Sie sehen es nur gar zu wohl ein, daß es einem geborenen Deutschen eine wahrhafte Schande ist, zwar in toten und ausländischen Sprachen geschickt, in seiner

---

[1]) Siehe S. 36. [2]) Siehe S. 12.

[3]) „Akadem. Rede zum Abschied aus der vertrauten Rednergef. . . . 1728", bei Reichel VI S. 70ff.

eignen Muttersprache aber ein Fremdling, oder doch ein halber Barbar zu sein. Sie sehen es auch täglich, wie eifrig benachbarte Völker auf die Schönheit ihrer eignen Mundarten halten, und wie weit sie sich auch dadurch die Hochachtung ihrer Nachbarn erworben haben."

Es liegt bei dieser offenkundigen Vernachlässigung der Muttersprache der Gedanke nahe, daß die deutsche Sprache bei einem Vergleich mit den ausländischen Sprachen in mancher Hinsicht den kürzeren ziehen möchte. Warum schämt man sich denn als Deutscher, sich ihrer zu bedienen? Untersuchen wir die Frage zunächst unter besonderer Vergleichung der deutschen Sprache mit den in Betracht kommenden modernen Sprachen, vor allem mit dem Französischen. Ist etwa die französische Sprache der deutschen durch ihre Anmut überlegen? „Man spräche" — sagt Gottsched — „in Frankreich nicht mit italienischen Flickwörtern", wenn wirklich die französische Sprache die schönste wäre. Gottsched meint, die deutsche Sprache leiste dasselbe wie die französische, wenn sie nur erst recht geübt sei. So sei auch für die Verachtung der deutschen Sprache kein Grund vorhanden, der auf einem etwaigen Mangel, einer etwaigen Armut der Sprache beruhe. „Die deutsche Sprache hat soviele Worte, Redensarten, angenehme Ausdrücke, daß sie . . . der französischen und englischen, welches lauter Sprachen sind, die aus einer seltsamen Vermengung der Mundarten vieler Völker entstanden, sehr weit vorzuziehen ist."[1]) Vgl. Abschlußbemerkung über „Anmut" auf S. 59 f.

Was im Vergleich mit den modernen Sprachen gesagt werden kann — daß nämlich die deutsche Sprache durchaus vorzuziehen sei — gilt nun auch von dem Verhältnis derselben zu antiken Sprachen. Sie bleibt an Wortreichtum nicht hinter dem Lateinischen zurück, sie „hat so viele Worte, Redensarten usw., daß sie" auch „der lateinischen Sprache nicht nachsteht".[1]) So ist es denn Pflicht des Deutschen, die Muttersprache nicht hinter den fremden Sprachen zurückzusetzen. In diesem Bewußtsein wurzelte z. B. das Bestreben der vertrauten Rednergesellschaft zu Leipzig,[2]) die, trotz ihres Bestandes aus Männern, die die griechische und lateinische, die Nachbarsprachen beherrschten, „nichtsdestoweniger eine deutsche Rednergesellschaft" hat sein und bleiben wollen. Es gibt ja vielfach Gelehrte,[2]) die sich vom Pöbel im Reden und Schreiben desto

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 13. [2]) Siehe Anmkg. 3 auf S. 50.

mehr zu unterscheiden gedacht haben, je mehr lateinische und griechische Kunstwörter, Formeln und Lehrsprüche sie in ihre Sachen einzumischen gewußt haben.[1]) Es gilt diesen Unsitten entgegen, nicht nur deutsch, sondern rein deutsch zu reden. Und dann wieder gilt es, nicht ohne Regeln zu reden und zu schreiben, und sich nicht von „einer fehlerhaften Mundart und der Gewohnheit des Pöbels leiten" zu lassen.[2])

Gedenken wir erst einmal des Kampfes, den Gottsched mit Energie gegen den Latinismus führen mußte; schon Leibniz hatte einige seiner philosophischen Abhandlungen in deutscher Sprache geschrieben, Thomasius las seine Vorlesungen in Halle in deutscher Sprache und eroberte dieser die dauernde Berechtigung an der dortigen Universität. Schließlich hatte auch Wolff, den Gottsched sehr hoch schätzte, einen Teil seiner Werke in deutscher Sprache erscheinen lassen, und es sind gerade seine Schriften, die Gottsched als Muster für Korrektheit des Satzbaues, für Klarheit und Genauigkeit des Stils und für logischen Gedankenzusammenhang und Gedankenfortschritt ansieht. Gottsched fühlte sich nun berufen, den Kampf für die Muttersprache zu führen; dieses brachte ihn natürlich in Gegensatz zu der bisherigen Gelehrtengepflogenheit. Daß Gottscheds Stimme in diesem Kampfe nicht zu unterschätzen ist, zeigt uns die Opposition der Latinisten, die sich zur Gegenwehr genötigt fühlten gegen Gottsched und die in seinen Spuren wandelnden deutschen Gesellschaften, deren Wirkung in der Mitte der dreißiger Jahre sich erfolgreich bemerkbar machte. Die Opposition, ausgehend von der Gelehrtenwelt,[3]) sah in der deutschen Massenproduktion eine Verflachung der Wissenschaften, die über kurz oder lang zu deren gänzlichem Verfall führen mußte. „Man klagte über das Eindringen des Deutschen in die mittleren und höheren Schulen, über die deutschen Kollegien, über Profanierung der Alten durch Übersetzungen, Preisgeben der Gelehrteninteressen durch die deutsch abgefaßten Streitschriften" usw. Wir sehen also, daß die deutsche Sprache in dieser Zeit ihren Einzug in die Schulen hielt.

Den deutschen Gesellschaften gegenüber bildeten sich solche, die „die Pflege des Latein ausdrücklich in ihr Programm aufnahmen",

---

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 10.
[2]) Kern der deutschen Sprachkunst.
[3]) Waniek S. 261 ff.

so in Jena. Kam es nicht zur Gründung lateinischer Gesellschaften, so übernahmen einzelne Männer den Kampf. Es ist auffällig, daß sich dieser Opposition selbst solche Männer anschlossen, die nebenbei selbst die deutsche Sprache pflegten. In Jena wurde Friedrich Hallbauer, der ebenfalls selbst deutsche Schriften abgefaßt hatte, der Gründer einer jener „lateinischen Gesellschaften". Der Leipziger Christ, der nebenbei die deutsche Altertumsforschung förderte, unterstützte gleichfalls die Opposition. Meistens waren es die Theologen, die am Latein festhielten, besonders die Pietisten. In manchen Städten kam es in dieser Zeit zu förmlichen Fehden. In Lübeck z. B. ging mit größter Schärfe der Superintendent Carpzov gegen den Subrektor K. H. Lange vor, weil derselbe gezeigt hatte, daß „die deutsche Sprache so nötig sei als die lateinische" [1] (1734). In Halle wurden die Anhänger der deutschen Sprachbewegung als Anhänger Wolffs, in Schlesien als rationalistische Freidenker angesehen. Es wirft ein noch klareres Licht auf das Verhältnis jener opponierenden Latinisten zu Gottsched, wenn wir uns sagen lassen, daß eben jener Lübecker Subrektor Lange weit konservativer ist als Gottsched. So veranstaltete er z. B. eine Ausgabe der Phönissa des Euripides für seine Schüler, um sie zu fördern. Dabei verwarf er streng den Gebrauch von Übersetzungen. Es ist hier — sagt Waniek — das letzte Mal, daß sich in der deutschen Kulturgeschichte „die vergilbten historischen Rechte der Gelehrtensprache" gegenüber den in der Natur „gegründeten Ansprüchen des Deutschen geltend" machen. Schließlich trat zu der Opposition als letztes Moment, daß die Katholiken von dem „Lutherdeutsch" nichts wissen wollten.

Zur Vervollständigung der vorhin vernommenen Tatsache von dem Einzug des Deutschen in die Schulen sei hier gleich erwähnt, daß Gottscheds Sprachkunst noch unter Friedrich II. dem deutschen Sprachunterricht zu Grunde gelegt wurde, während schon vorher Maria Theresia die Gottschedschen Bestrebungen und Forderungen anerkannt hatte; sie ließ die „deutsche Sprachkunst" zuerst für den Unterricht in der Muttersprache in den Adelsschulen einführen, dann aber für den Unterricht in allen Schulen. Vergegenwärtigen wir uns hier gleich kurz dem Inhalte nach das, was Gottsched dem Schulunterrichte im Deutsch zur Behandlung zuweist. Wir entnehmen seinem

[1] Waniek S. 261 ff.

„Kern der deutschen Sprachkunst" die Einteilung in vier Teile: die Rechtschreibung oder Orthographia, die Wortforschung oder Etymologia, die Wortfügung oder Syntaxis und die Tonmessung oder Prosodia. Reichel[1]) meint „Gottscheds gereinigtes und geregeltes Hochdeutsch blieb das Hochdeutsch der Schulen, des Schrifttums und der gebildeten Gesellschaft".

Den Latinisten gegenüber mußte nun Gottsched den Beweis antreten, daß die deutsche Sprache der antiken Sprache nicht nachstehe an Wortreichtum, Alter, Bildungsfähigkeit usw., daß also die deutsche Sprache eine gelehrte Sprache sei. Dieser Inhalt liegt als Thema der Rede[2]) bei der feierlichen poetischen Krönung des Freiherrn Otto von Schönaich[3]) zu Grunde. Es ergibt sich aus dieser Betrachtung, daß die deutsche Sprache wohl für noch gelehrter zu achten sei, „als die griechische zur Zeit Alexanders und die römische zu Kaiser Augustus Zeiten gewesen ist". Denn „diejenige Sprache ist", heißt es dort, „für gelehrt zu halten, die von einem gelehrten und wohlgesitteten Volke viele Jahrhunderte hindurch geredet, in Gedichten, in Geschichtsbüchern und in wichtigen öffentlichen Reden gebraucht und dadurch allmählich ausgeputzt worden, der man sich ferner im Rechtsprechen, in Philosophie und im Vortragen aller Künste und Wissenschaften bedient hat, die endlich zu allen diesen Stücken allemal reich, geschickt und geschmeidig genug erfunden worden, ihren Verehrern und Meistern aber viel Ruhm und Ehre zuwege gebracht hat". — Diese Definition einer gelehrten Sprache — ich muß hier schon soweit ausholen, da die deutsche Sprache in der Schule die richtige Würdigung erst dann erfahren konnte, als sie von der Gelehrtenwelt anerkannt war, — hat Gottsched übernommen von der lateinischen und griechischen und diese nun auf die deutsche Sprache und auf das deutsche Volk angewendet und kommt dabei zu dem Schlusse, daß das deutsche Volk ein gelehrtes Volk sei.

Gottsched redet dabei von Deutschen, insonderheit von Sachsen, von Meißnern, „die[4]) in aller Gelehrsamkeit und Artigkeit unterrichtet, in den freien Künsten und guten Sitten geübt sind, die scharfsinnig und höflich, ja in den edelsten Wissenschaften fast zum Wunder geworden sind". Gelehrter, als eine andre, ist ferner die Sprache,

[1]) Gottsched-Halle 1902, S. 72.
[2]) Reichel VI S. 222 ff. [3]) 1752.
[4]) Ebenda S. 237 ff.

„die mit mehreren guten Skribenten von allen Gattungen prangen kann, die ... geputzt worden ist und ... mit dem Joche der Regeln mehr gebändigt und geschmeidigt worden ist". „Haben wir nicht von allen Geschichten, Wissenschaften und Künsten geschickte Anweisungen und ganze Lehrgebäude im Deutschen? ... Wie unzählige größere und kleinere Sprachlehren haben wir endlich nicht im Deutschen? Wieviel orthographische, etymologische, syntaktische und prosodische Schriften haben wir nicht? Wieviel Hunderttausende von allen Arten der Schriftsteller kann Deutschland nicht ins Feld stellen?"

Die Deutschen haben es, wie Bodin gesagt habe, „in wenigen Jahren soweit gebracht, daß sie an höflichen Sitten den Asiatern, an Kriegswissenschaft den Römern, an Erkenntnis den Hebräern, an Weltweisheit den Griechen, in der Meßkunst den Ägyptern, in der Rechenkunst den Phöniziern, in der Sternkunde den Chaldäern, an Mannigfachheit der Handarbeiten und mechanischen Künste aber es allen Völkern in der Welt zuvor zu tun scheinen". Und Ferrarius habe schon hundert Jahre vor Gottsched gemeint, es würde eine unermüdliche Arbeit sein, die Jahrbücher der deutschen Gelehrsamkeit nachzuschlagen, und Gottsched fügt hinzu „jetzt aber übertreffen die Höfe an Pracht die wälschen, die Städte sind an Sitten und Lebensart viel feiner geworden, unsre hohen Schulen haben an Witz und Gelehrsamkeit so zugenommen, daß unsre Schriften sowohl an Menge als an Geschmack, sowohl an Gründlichkeit als an Anmut den ihrigen in keinem Stücke was nachgeben". „Wir siegen durch die Anzahl unsrer Schriftsteller, durch die Menge unsrer mannigfaltigen Schriften. Durch die Hilfe unsrer Wörterbücher ist unsre Muttersprache weit fester, reicher und ordentlicher geworden, ist von der Verwirrung der Mundarten befreit und durch die Schätze des ganzen heutigen Europa, auch der Griechen und Römer sogar, bereichert worden."

Es ist also von Gottsched der deutschen Sprache die gebührende Würdigung zuteil geworden, die sie den fremden, neueren und antiken, zum mindesten gleichstellt. Sie ist eine gelehrte Sprache, drum hat sie das Anrecht darauf, gebraucht zu werden, und es liegt nun vor allem in der Natur der Sache, daß der Deutsche seine deutsche Sprache über alle anderen stellt. Gottsched fordert also, daß alle die ihr gebührende Achtung zollen sollen und will durch Beeinflussung des Schulunterrichtes in diesem Sinne dazu verhelfen.

Wir sahen oben bei der Würdigung des Erfolges der Gottschedschen Forderung auch seine Erfolge im Schulwesen. Vor allem stehen im Dienste seiner Absicht: die Schulbücher. „Dieses kleine Handbuch," — meint Gottsched in der Vorrede zum „Kern der deutschen Sprachkunst" über dieses Schulbuch — soll von den Lehrern benützt werden „zu einer Grundlegung des Unterrichtes, setzen Sie dero eigene Anmerkungen und Gedanken hinzu und pflanzen Sie Ihren Untergebenen sowohl eine wahre Kenntnis, als eine Hochachtung und Liebe zu ihrer Muttersprache ein. Erziehen Sie dadurch Ihrem Vaterlande rechtschaffene Patrioten, die auch das Einheimische kennen und lieben, nicht aber aus Vorurteilen nur die Sprachen der Ausländer hochschätzen. So machten es vormals die klugen und großmütigen Römer, die . . . auch wenn sie das Griechische verstanden und reden konnten, dennoch mit Griechen nicht anders als lateinisch sprechen wollten". Damit werden wir weiter geführt zur Forderung der nationalen Erziehung, zur Forderung der Erziehung und des Unterrichtes unter nationalen Gesichtspunkten, dem Inhalt unseres fünfzehnten Kapitels.

Die Forderung: „deutsch reden" wird verschärft durch den Zusatz „rein deutsch reden". Wir gedachten schon vorhin kurz der Unsitte unter den Gelehrten, in mehreren fremden Sprachbrocken ihre Gelehrsamkeit kund zu tun. Drum fordert Gottsched: rein deutsch reden! Diese Forderung zielt nun aber nicht nur auf diese Gelehrten ab, sie richtet sich auch gegen eine gesellschaftliche Unsitte, die ihren Grund in der uns schon bekannt gewordenen „Galanterie" hatte, nämlich dieser, in schwülstiger Form und französischen Brocken zu reden. Der Zusatz „rein deutsch reden" richtet sich gegen die Wortentlehnung aus dem Französischen, die schwülstige Form wird mehr durch den abermaligen Zusatz: vernünftig rein deutsch reden getroffen. Da unsre Betrachtung oben[1]) die Erziehung unter dem Gesichtspunkte der Vernunft bereits erledigt hat, beschränken wir uns hier auf die Betonung der Forderung: „rein deutsch". Hier hat nun Gottsched energisch eingegriffen, dieser Mann, dem man vorgeworfen hat, er habe das deutsche Schrifttum französiert und dadurch dem Deutschtum einen solch derben Stoß versetzt, den erst die Reformation Lessings wieder gut gemacht habe.[2])

Es ist ganz natürlich, daß die Kinder aus Kreisen, in denen solche Unsitten herrschten, sich diese Unsitten auch aneigneten; insofern

[1]) Siehe S. 32, 34, ferner S. 5 unten. [2]) Vgl. Reichel.

kam Gottscheds Protest auch der Schule zugute, die ja mit jenen Kreisen in engem Zusammenhang stand. Gottsched klagt, unsre Sprache sei nicht mehr natürlich oder rein, wie vor Zeiten, sondern „entweder voller gekünstelter und schwülstiger Redensarten oder voller lateinischer, italienischer und französischer vermeinter Zierlichkeiten".[1]) An dieser Stelle der „V. T." polemisiert Gottsched z. B. gegen die Unsitte der Neujahrsgratulationen, deren teilweise Gedankenlosigkeit und Unaufrichtigkeit er an sich schon brandmarkt. Diejenigen, die nun dieser Unsitte huldigen, können sich noch dazu nicht genug tun in Komplimentiererei, wobei die französische Sprache der deutschen einzuflechten, für eine politesse der galante mode angesehen wird. Abgesehen davon, daß diese Mode etwas Halbes ist, Ausdrücke wie Prosit Neujahr, — bonjour, mein Herr usw. — wird der Wunsch zu einem bloßen Wort, denn es mag uns Freund oder Feind anreden, wir mögen ihm Gutes oder Böses gönnen, so spricht der Mund doch: ich gratuliere, Prosit, bonjour u. a. Gottsched erinnert an jenen Papagei, der die Katze mit seinem erlernten „Seid willkommen!" begrüßt. Diese Komplimentiererei findet in der Unterwelt ihren gebührenden Lohn![2])

Daß jemand die französische Sprache nicht verstünde, wäre ihm ja gar keine Schande, wenn er nur die Muttersprache gut zu gebrauchen wüßte.[1]) Das beste Mittel gegen den Unfug des „Fremdwörterdreschens" und gegen jenes unvernünftige schwülstige Geschwätz ist, sich einmal selbst im Zaume halten, vor allem rein deutsche Briefe schreiben, wie es die Satzungen der „Gesellschaft der Musen"[1]) vorschreibt, gemäß deren gefordert wird, daß bei Zusammenkünften der Empfang in reinem Deutsch vor sich geht, daß dann aus guten deutschen Schriften vorgelesen wird. Bei vertraulicher Rede ist genau achtzugeben, daß „kein fremdes Wort, auch keine unverständliche Redensart in die Gespräche gemischt werde", man muß vermeiden, in solchen Schriften zu lesen, in denen viele französische Worte unterlaufen. Solche Werke seien gut zum Verwenden zum Anzünden der Lampe; „Gedichte gleicher Art dürfen auf den Nähramen gesteckt werden". Schließlich wird gefordet, daß man offen sein Befremden über solche Unsitten ausspricht. Die in einem späteren Stück der „V. T." erwähnte Gegengründung der Société des galants hommes[3]) verlangt auch von den Mitgliedern lateinische

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 10 ff. [2]) Ebenda S. 228.
[3]) Ebenda S. 43 f.

Schrift. Demgemäß ist es eigentlich billig und erforderlich, daß der Deutsche die deutsche Schrift schreibe. Aber nicht nur deutsch und rein deutsch, sondern auch orthographisch deutsch schreiben!

Gottsched gab oben den Eltern und Hofmeistern den Rat,[1]) auf die Orthographie der Kinder zu achten, diese zu üben, damit keine so üblen Wortverstümmelungen vorkämen. In seiner Vorrede zum „Kern der deutschen Sprachkunst" äußert er sich im Jahre 1778, daß seit den 25 Jahren, da der selige Egenolf diese bittre Klage über die Vernachlässigung unsrer Muttersprache geführt habe, derselben bereits beträchtlich abgeholfen worden sei. „Wir haben schon eine ziemliche Reinigkeit und Richtigkeit in der deutschen Sprache erlebt; und so viele schöne Schriften, die seit einigen Jahren ans Licht getreten, lassen uns hoffen, daß das goldene Alter unsrer Sprache wirklich angebrochen sei. Allein, Sie selbst sehen es auch am besten ein, hochzuverehrende Herren, — wendet er sich an seine Freunde unter den Lehrern — daß die gute und regelmäßige deutsche Schreibart noch bei weitem nicht allgemein geworden. Wie viele reden und schreiben nicht in allen Landschaften noch ohne Regel und Gewißheit, wie sie von einer sehr fehlerhaften Mundart und von der Gewohnheit des Pöbels geleitet werden!"

Die mangelhafte Rechtschreibung hängt vielfach mit der schlechten Aussprache zusammen, mit der lässigen Redeweise, bei der sich vielfach auch noch weitere Torheiten zeigen, so das Einfügen von Sprichwörtern wie: Ei, ich dachte gar, ei nu ja usw.[2]) „Durch Fleiß und Aufmerksamkeit aber", sagt Gottsched in den einleitenden Paragraphen seiner Grammatik, „kann man sich die Fehler seiner angebornen Mundart, und zwar im Schreiben viel leichter als im Reden abgewöhnen". Der Vater der Marilis[3]) gilt darin als Muster, daß er seine Tochter an orthographisches und gut stilistisches Briefschreiben gewöhnt, daß er sie anhält, beim Lesen der Zeitung auch auf den Stil usw. (s. o.) zu achten, daß er sie gewöhnt an Enthaltung von pöbelhaften und groben Ausdrücken. —

Interessant ist gewiß auch das Kapitel, in dem sich Gottsched über die Art der Liebesbriefe ausspricht, deren Schreibweise klar beleuchtet wird durch seine Ausführungen[4]): entweder es ist schwülstiges Zeug aus hochtrabenden Romanen zusammengestoppelt, „oder es

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 193 f.
[2]) Ebenda S. 196.
[3]) Ebenda S. 340 ff.
[4]) Ebenda S. 400.

sieht alles aus, als wenn ein Schüler der dritten Klasse Urheber davon wäre, der weder ein Strichlein, noch einen Punkt am gehörigen Orte zu machen weiß". Vielsagend ist gewiß auch diese Stelle: „Ist ja ein Liebesbrief vernünftig abgefaßt, so darf man nur sicher denken, daß ihn der Buhler nicht selbst gemacht habe. Es gibt allezeit hungrige Poeten", die sich lieber nicht zu diesem Geschäfte hergeben sollten und dadurch die Menschen nötigen würden, „sich selbst in ihrer Muttersprache zu üben und Unterricht und Anweisung zu nehmen". Ganz töricht sei es natürlich, wenn die Eltern die Ausbildung ihrer Töchter gerade in dieser Hinsicht unterlassen, aus Angst, daß sie nun imstande wären, — Liebesbriefe zu schreiben. „Wer sonst zu Ausschweifungen geneigt ist, der wird ohne Briefe die Wege dazu finden, weiß aber eine Tugendhafte die Feder wohl zu führen, so kann sie sich dadurch wegen ihrer Lebhaftigkeit in Hochachtung setzen und mit der Zeit den Vorwurf von unsren Deutschen ablehnen, die in dieser Gattung noch nichts aufzuweisen haben, was man den Briefen einiger Französinnen entgegensetzen könnte."

Ausbildung eines *korrekten* Stiles und Überwachung der Sprachweise gehört zur Pflicht des Lehrers und der Eltern. Dabei[1]) ist der *Einfluß guter* und scharfsinniger *Schriftsteller*, wie solche die Römer aus ihrer Barbarei gerissen, sehr hoch einzuschätzen. Man soll aber hauptsächlich bei den deutschen Schriftstellern in die Lehre gehen, statt sich „an ausländische Exempel" zu halten. Wenn auch der folgende Satz im besonderen dem deutschen Schriftsteller einen Rat erteilen will, so sei er doch hier eingefügt: Es sei für diesen unwürdig „ewig bei unsren Nachbarn in die Schule zu gehen" und sich unaufhörlich einer „sklavischen Nachahmung ihrer Fußstapfen zu befleißigen" ... „Was im Deutschen ein Muster sein soll, das muß ursprünglich einen deutschen Kopf zum Vater haben, deutsch gedacht und gleich deutsch geschrieben werden, damit keine Spur eines ausländischen Wesens darin anzutreffen sei."[1])

Bevor wir einen Schritt weiter gehen, sei noch kurz erinnert an die einführende Frage, ob denn wohl eine *fremde* Sprache *anmutiger* sei als die *deutsche*? Wir haben die Antwort erfahren, befriedigen wird sie mit ihrem Hinweis auf die Franzosen, die wieder von den Italienern Worte zu Lehen nehmen, nicht. Es hat sich uns auch aus der langen Betrachtung hierauf keine andere Antwort

[1]) Reichel VI, Gedächtnisrede auf M. Opitz. — Die zur Übung in der *Korrektheit* brauchbaren guten Übersetzungen s. auf S. 60 ff.

ergeben. Nun ist gewiß nicht uninteressant, daß Gottsched im 2. Teil seiner Einleitung zur deutschen Grammatik bei der Darlegung der Eigenschaften einer vollkommenen Sprache wohl Reichtum an Worten und Redensarten, Deutlichkeit und Verständlichkeit, Kürze und Nachdruck als notwendig vorhanden fordert, aber von dem, was man Lieblichkeit und Anmut der Sprache nennt, gar nichts wissen will; das sei durch den Verstand nicht als solches zu erweisen. Selbst der Rhythmus[1]) ist eigentlich nur dazu da, „die Ohren zu kitzeln und dadurch das Gemüt des Lesers oder Zuhörers zu belustigen". „Sollte die französische Sprache wirklich artiger sein, als die deutsche", fragt Gottsched, weil sie soviel gebraucht wird, sollte die deutsche Sprache nicht dasselbe leisten können? Nur immer gebrauchen, dann wird auch sie geschmeidig! Und es gibt gar artige Leute, die sich ihrer bedienen: die Meißner, in aller Gelehrsamkeit und Artigkeit unterrichtet. — —

Gottsched war also überzeugt, daß durch die Hebung der Muttersprache einmal Macht und Ansehen des Volkes, dann aber auch die Gelehrsamkeit wachse, dadurch nämlich, daß die Schätze des Auslandes und der Vorzeit dem Volke zugänglich gemacht werden könnten. Dies geschieht nun durch Übersetzungen. Gottsched selbst hat viel übersetzt, er hat es nie getan, um nur zu übersetzen und sich dadurch ein Stück Brot zu verdienen, — gerade von dieser Unsitte des geschäftsmäßigen Übersetzungswesen will Gottsched nichts wissen. Er spricht davon im Neuen Büchersaal:[2]) „Die Gewinnsucht der Buchhändler und die bedrängten Umstände vieler Skribenten lassen uns vermuten, daß die Methode, durch Übersetzungen reich zu werden, sobald noch kein Ende nehmen wird." Der Grund, weshalb Gottsched übersetzte, war ganz andrer Natur, als jener egoistische; auch wollte er nicht den betr. Autoren einen Gefallen tun, sondern dem Vaterlande wollte er dienen, seinen Volksgenossen die Meister fremder Völker zugänglich machen. Wohl trieb ihn auch der Gedanke zur Arbeit, Werke in gutem Deutsch herzustellen, um dadurch die deutsche Sprache zu fördern. Dieses finden wir bestätigt in den „Beiträgen":[3]) „Es ist eine aus der Erfahrung bekannte Wahrheit, daß durch gute Übersetzungen auch zur Erweiterung, Bereicherung und Verbesserung der Sprache, in welche sie entworfen werden, ein

[1]) Siehe Waniek S. 135.
[2]) A. a. O. VII S. 210.
[3]) A. a. O. V S. 11.

Großes beigetragen werde", und nicht viel später heißt es:[1] „es ist nicht zu zweifeln, daß gute Übersetzungen ... die geschicktesten Mittel sein sollten, eine Sprache immer vollkommener zu machen". Der Übersetzer darf das Original nicht verstümmeln oder nach seiner Phantasie ändern.[2] „Ein jeder vernünftige Mensch, der nur irgend weiß, was eine gute Übersetzung ist, wird gestehen, — heißt es in den Beiträgen[3] — daß diejenige die vollkommenste und beste Übersetzung sei, welche den richtigen Ausdruck der Begriffe zur Absicht hat und sich so wenig von der Sprache ihres Originals entfernt, als es ihr die Eigenschaft derjenigen Sprache erlaubt, in die übersetzt wird"; „ein[4] geschickter und vernünftiger Übersetzer tut seiner Sprache, in welche er übersetzen will, zwar keine Gewalt an, aber er weiß doch die Schönheiten seines Originals, die Zierlichkeit der Ausdrückungen, die geschickte Abwechslung und Ordnung der Gedanken, und was er sonst alles Schönes antrifft, in seine Sprache also auszudrücken, daß er dem Original, wo nicht gänzlich gleich, doch gar ähnlich wird. Damit lehrt er seine Sprache fremde Gedanken reden, unbekannte Schönheiten ausdrücken und durch eine glückselige Verwegenheit fremde Seltenheiten seinen Landsleuten bekannt und zugänglich zu machen". Reichel nennt 3 Oden des Anakreon in den Beiträgen[5] als Musterbeispiele der Übersetzung Gottscheds.

Gerade die deutsche Sprache sei vermögend, alle Versarten der alten Griechen und Römer nachzuahmen und das Gehör durch das Silbenmaß zu vergnügen.[6] Zum Beleg dafür, daß Gottsched beabsichtigte, dem Vaterlande die Muster des Auslandes durch Übersetzungen zugänglich zu machen, sei noch hingewiesen auf eine Stelle in der Vorrede[7] zu den Übersetzungen von Lucians Schriften, wo es heißt: „es gibt sehr viele wackere Männer, die zwar in Ansehung des Wertes der Alten mit mir völlig eins sind: aber ihre Gedanken gehen zu gleicher Zeit dahin, daß sie die Alten nur in ihren Grundsprachen bewundern, aber alle Hochachtung gegen ihre Schriften verlieren, sobald sie dieselben in neuen Sprachen erblicken. Man kann sich leicht einbilden, daß ich bei so gesinnten Richtern mit keiner Übersetzung einigen Dank verdienen werde ... Einige sagen, man

---

[1] „Beiträge" V S. 320.
[2] Ebenda IV S. 529.
[3] Ebenda IV S. 319 f.
[4] Ebenda V S. 11.
[5] Ebenda IV S. 160 ff.
[6] Gottscheds Brief an Manteuffel vom 31. V. 1738 f. Danzel S. 29.
[7] Vom Jahre 1754. — Vgl. hierzu Reichel.

solle gar keine Übersetzungen machen . . . In Wahrheit muß man sehr lieblos gegen einen großen Teil des menschlichen Geschlechts, und sehr empfindlich in Ansehung des Flores der Wahrheit und Gelehrsamkeit sein, wenn man einen so strengen Lehrsatz im Ernste behaupten will. Wie? Soll denn ein ganzes Volk von seinen gelehrten Nachbarn nichts lernen? Soll es einem ganzen Lande voller Menschen auferlegt werden, die Sprachen zu lernen, darin schon Geschichte, Lehrbücher, Gedichte und andere nützliche Dinge geschrieben worden? Wer kann das fordern, ohne sich der größten Unbilligkeit teilhaftig zu machen? Oder soll vielleicht die Einsicht und Wissenschaft nur handwerksmäßig getrieben werden? Oder soll denn niemand einen Zutritt zu den Geheimnissen eines gelehrten Erkenntnisses bekommen oder den geringsten Vorgeschmack davon genießen, als wer sich zehn oder fünfzehn Jahre lang hat aufdingen lassen und alle Stufen des studierten Handwerks durchgegangen, alle Winkel des Schulstaubes geduldig durchgekrochen hat? Es würde wahrlich sehr schlecht um das menschliche Geschlecht aussehen, wenn diese Meinung zu allen Zeiten geherrscht hätte." Ist es nicht fast so, als ob wir hier Paulsens Gedanken vor uns hätten, der bei der Besprechung der zukünftigen Gelehrtenschule und bei der Frage nach dem Gebrauch von Übersetzungen durch die Schüler sich im wesentlichen mit Gottsched decken ließe? Durch Gottscheds Ideen kommt Leben in die deutsche Sprache; die fremden Welten in deutscher Zunge dem Volke zugänglich machen, deutsch reden, rein deutsch reden, vernünftig rein deutsch reden, das fordert er entschieden.

Wenn diese seine Forderungen von dem Volke beachtet werden, dann muß die Macht der deutschen Sprache, ihr Wert und ihr Ansehen, im Ausland und Inland unbedingt steigen. Dann werden die Torheiten aus den Familien weichen, die die deutsche Sprache verachten. Dann wird die Kindererziehung vor allem das Deutschtum pflegen, in deutscher Sprache, deutscher Schrift ausgiebig unterrichten. Daheim werden die Kinder es nicht anders hören als in der Schule, und die Schule kann aussichtsreich die Bahnen einschreiten, zu denen die Wege geebnet sind. Es haben diese Ideen also recht wohl Beziehungen zum deutschen Unterricht in der Schule. Drum habe ich geglaubt, dieses alles schon hier anzuführen, um Gottscheds Bemühungen unter dem Gesichtspunkte ihrer Bedeutung für den Unterricht richtig zu würdigen, wenn er sich unermüdlich bemüht, der deutschen Sprache die Stellung im öffentlichen Leben

zu erkämpfen, die ihr als Muttersprache gebührte. — Eng verbunden mit diesen Vorgängen in der Welt war das Leben der Schule, wo den zukünftigen Trägern der Kultur usw. ihre Grundlagen fürs Leben eingeprägt wurden. Was draußen im heißen Kampfe erobert wurde, das zog friedlich ein in die Schulzimmer der Provinzen. Fand hier die Würdigung der deutschen Sprache Anklang, wurden diese Kinder begeistert für die Muttersprache, konnte ihnen Abscheu vor den hergebrachten Torheiten eingeimpft werden, so war man um den wichtigsten Schritt der Verwirklichung dieser Ideen näher gelangt, und das nächste Geschlecht war für sie vorgebildet und in der Hauptsache gewonnen.

Die ersten „Schüler" dieser Ideen werden gewiß die Anhänger Gottscheds gewesen sein, und es dauerte gar nicht lange, bis auch sie wieder Einfluß gewannen auf gewisse maßgebende Kreise. Bald wurden Gottscheds Schulbücher in manchen Ländern eingeführt; ja bald befahl die Hannöversche Schulordnung den Rektoren, die Schriften der deutschen Gesellschaft als die besten Muster der deutschen Sprache ihren Schülern in die Hände zu geben. Gewiß war diese Gesellschaft ein „akademischer Kreis" und deshalb hätte sie später erwähnt werden sollen, aber sie ist hier mit ihren Erfolgen ein Beweis, wie die Tätigkeit des Lehrers rasch in den Schülern Erfolge wirken kann, und wie dadurch wieder weitere Kreise beeinflußt werden.

Es dürfte interessant sein, einige Augenblicke den von Paulsen veröffentlichten Tabellen[1]) über die im Meßkatalog angekündigten Bücher zu widmen. Es gab, sagt Waniek,[2]) damals gewiß „nur wenige in Deutschland, die Gottscheds Autorität auf diesem Gebiete nicht anerkannt hätten". Und im Anschluß an die Bewegung unter den Latinisten meint er, im Kampf gegen den „Diktator" sei freilich nichts auszurichten gewesen. Gottscheds Ideen fanden Anklang, und seit der Mitte der dreißiger Jahre führt Gottsched diese Strömung. Über ihn schrieben die Oberlausitzischen Beiträge zur Gelehrtheit und deren Historie:[3]) „Durch seine ausnehmende Geschicklichkeit und unverdrossene Mühe in der Verbesserung der deutschen Sprache wurden die Bestrebungen des Thomasius mit allem nur erwünschten Fortgange bewerkstelligt." Es fragt sich nun, ob sich mit den Zahlen der betr. Tabelle ein Beweis führen lasse.

[1]) Anhang zur Geschichte des gel. Unterrichts.
[2]) Waniek S. 278. [3]) A. a. O. I S. 671.

In den Jahren:	In Summa angekündigte Bücher:	Davon in lateinischer Sprache:	Davon in deutscher Sprache:	Davon in französischer Sprache:
1671—80	7736	53,6 %	43,6 %	2,8 %
1681—90	8334	48,8 „	47,9 „	3,3 „
1691—1700	9983	43,8 „	53,5 „	2,7 „
1701—10	12127	41 „	57,9 „	1,1 „
1711—20	10732	33,2 „	64,9 „	1,9 „
1721—30	10430	**31** „	67,5 „	1,5 „
1731—40	11736	**26,1** „	**70,1** „	3,8 „
1741—50	12398	23,8 „	69,0 „	7,2 „
1751—60	12487	17,4 „	73,7 „	8,9 „
1761—70	15115	13,8 „	73,1 „	13,1 „
1771—80	21439	13,1 „	77,7 „	9,2 „

Der Prozentsatz der deutschen Schriften zeigt ein allmähliches Anwachsen schon in der Zeit vor Gottsched. Die Blütezeit Gottscheds[1]) zeigt ein starkes Abnehmen der lateinischen Schriften im Vergleich zur vorigen Periode, kommt aber nicht an den Sturz heran, der vom ersten aufs zweite Jahrzehnt jenes Jahrhunderts stattfand. Sie bildet ferner einen vorläufigen Höhepunkt im Prozentsatz der deutschen Schriften, der sich bei den Prosaschriften[2]) vorläufig auf seiner Höhe zu halten nicht vermag, während in der Poesie die Zahl der Erzeugnisse in deutscher Sprache rasch steigt. Es darf schließlich nicht allzusehr verwundern, daß der Prozentsatz der französischen Schriften enorm zunimmt, dies wird an dem Einfluß liegen, der vom Hofe Friedrichs des Großen auf die gebildete Welt ausging. Trotz Gottscheds Protest gegen jenes Unwesen konnte dieses Wachsen der Vorliebe zum Franzosentum eintreten, wie es sich in dem Prozentsatz der französisch abgefaßten Schriften zeigt, der erst schüchtern, dann aber rasch auf unvermutete Höhe aufsteigt. Hier ist also Gottsched doch recht machtlos gewesen, wenn wir auch mit Genugtuung konstatieren dürfen, daß das Wachsen des französischen Prozentsatzes nicht allzusehr auf Kosten der deutschen Prozente vor sich ging. Ich glaube, daß man nach dieser Tabelle schon einigermaßen eine Wirkung der Gottschedschen Blütezeit „berechnen"

[1]) 1731—40.

[2]) S. auch Tabelle auf S. 65.

darf; denn seine Ideen fanden, besonders durch die Deutschen Gesellschaften, doch Verehrer und Verbreiter. Als man in den späteren Jahren seines Lebens über ihn den Stab gebrochen hatte, war natürlich an eine weitgehende Beeinflussung der literarischen Welt nicht mehr zu denken, da man das viele Gute mit dem Tadelnswerten als abgetan behandelte, oder besser überhaupt nicht mehr betrachtete. An poetischen Werken weist der Meßkatalog auf:

In den Jahren:	In lateinischer Sprache:	In deutscher Sprache:	In französischer Sprache:	Anteil der Poesie an der Gesamtzahl der Werke in %:
1564—70	136	22	1	5,8
1641—50	230	287	10	5,6
1651—60	189	183	15	4,3
1661—70	122	193	29	4,1
1671—80	101	**187**	19	3,9
1731—40	14	**336**	60	3,5
1741—50	27!	703	145	7,0
1761—70	54!	1480	444	13,1
1771—80		2627	431	14,9
1781—90		4380	421	15,8
1791—1800		7645	573	23,6

In der Zeit, da Gottsched mit Erfolg wirkte, war es sein „nationales Pathos", das auf die Menge Einfluß hatte, für sie war das treibende Motiv nicht etwa „inhaltsvolle Begeisterung für Wissenschaft und Dichtung als solche", sondern eben jenes Gottschedsche nationale Pathos,[1]) welches sich zunächst nur im regen Produktionseifer offenbarte.[2]) Es war ja eben seine feste Überzeugung, daß Macht und Ansehen eines Volkes allezeit mit seiner Sprache gestiegen und gefallen ist.[3])

Aus seinen Forderungen ergaben sich Aufgaben für den Unterricht, sie waren: deutsch, rein deutsch, vernünftig rein deutsch reden und schreiben, rechtschreiben!

---

[1]) Waniek. [2]) Danzel S. 145 ff.

[3]) S. bes. „Akadem. Rede z. Abschied a. d. vertr. Rednerges.".

Mit der Frage der Übersetzungen haben wir die Brücke geschlagen zur Stellung Gottscheds zum fremdsprachlichen Unterricht, zunächst zu seiner Stellung zur Antike.

---

13. Kapitel.

Der Unterricht in alten Sprachen.

Gottsched sagt in seinem „Biedermann",[1]) es gäbe für den Dichter kein höheres Ziel als „nach dem Muster der alten Poeten ein Lehrer der Weisheit und Tugend zu werden". Diese alten Poeten schätzt er hoch ein. Von ihnen habe das griechische Volk gelernt, und zwar mehr Gutes, „als von allen seinen Pfaffen, die nichts als den Schlendrian ihrer Ceremonieen wußten". Gottsched hat oft auf die Alten[2]) hingewiesen und anerkannte offen das Gute, das er in ihnen vorfand; so stellte er z. B. die Stoiker, Epikur und seine Jünger als Vorbilder dafür hin, daß der Mensch „nicht bloß aus Furcht vor Strafe, sondern aus lauter Liebe zur Ehrbarkeit und allem, was wohlanständig ist", das Gute tue.[1]) Wie er nun selbst die Alten hochschätzt, so verlangt er nun auch, sie zu studieren und sieht es als einen Mangel an, die Alten nicht zu kennen. Heißt es doch in der ersten Ausgabe seiner Gedichte:[3])

„Allein so klug ist noch Schmierander nicht gewesen,
Er kennt die Alten nicht und hat sie nicht gelesen."

Nach dieser kurzen Einführung mag erst einmal Lessing zu Worte kommen. Lessing meinte nämlich, Gottsched habe kein Griechisch verstanden. Es gibt nun gewiß Stellen, wo er vom griechischen Unterrichte nichts erwähnt, etwa diese aus seinem Gedichte „An meinen Vater zu seinem Geburtstag":[4])

„Ich erinnre mich der Zeiten, da ich dir im Schoße saß,
Und nach deiner Unterweisung etwa deutsch und römisch las."

Man beachte aber das „etwa"! Auch an andrer Stelle erwähnt er die griechische Sprache nicht, als er von Pietsch spricht: „Dieser wackere Mann verstattete mir allezeit freien Zutritt, und ihm habe ich's zu danken, daß ich Canitzen und Horazen mit Verstand zu lesen

---

[1]) Reichel, Gottschedbiographie, S. 247 ff.
[2]) Danzel S. 7 ff.
[3]) Gedichte S. 468.
[4]) Reichel V S. 7.

angefangen, weil er mir des ersteren Satire von der Poesie oft auswendig hersagte und aus dem andern zuweilen seine Übersetzungen vorlas."[1]) Diese Stelle darf aber auch nicht als Beweis für Lessings Behauptung ins Feld geführt werden. Nun findet sich vielmehr bei Brucker: Sein Herr Vater hatte ihn der Gottesgelehrtheit gewidmet, aber wohl eingesehen, daß die schönen Wissenschaften, die Weltweisheit und die gelehrten Sprachen den Weg dazu bahnen müßten, und daß ein Gottesgelehrter und ein in allen Wissenschaften erfahrener Mann ungemein wohl neben einander stehen könnten.[2]) Dann spricht Waniek in seiner Untersuchung aus: Die Sprachen, Deutsch, Latein, Griechisch, Hebräisch, schienen nicht um ihrer selbst willen betrieben worden zu sein, vielmehr wurde er (Gottsched) bald an der Hand der klassischen Schriftsteller in die Grundlehren der sog. freien Künste eingeführt.[3]) Eines mag vielleicht stimmen, daß Gottsched keine allzu große Fertigkeit in den alten Sprachen, besonders im Griechisch, erlangt haben mag. Hier sei noch aus der von Joh. Aug. Ernesti verfaßten akademischen Denkschrift auf ihn ein Satz angeführt. Es heißt dort im Zusammenhang damit, daß Gottsched ständig an seinen Werken gebessert und gern guten Rat angenommen habe, quis ergo dubitet, si ei in tempore, quum in Regio monte disceret artes, monitor quidam talis obtigisset de literis Graecis et Latinis supra vulgarem rationem exquisitiusque discendis, quin promte studioseque eius auctoritati obtemperaturus fuerit?

Danzel meint, es wäre ja auch in der Tat ein Wunder, wenn Gottsched bei den mannigfachen Beschäftigungen, die sich in sein Leben drängten, auch noch Zeit zu einem wahrhaft eindringlichen Studium der antiken Dichter, ja auch nur zu einer ausgebreiteten Lektüre derselben gefunden hätte. So hält er es auch für bestimmt, daß Gottsched die griechischen Tragiker nur auf Umwegen über Frankreich kennen gelernt habe.

Jedenfalls ist es nicht zu leugnen, daß Gottsched die Alten verehrt hat, daß er die Verehrung des Altertums durchaus billigt, ja, wie wir schon hörten, die Vernachlässigung des Studiums der Alten als einen Mangel bezeichnet. Dieses bestätigt uns insgesamt

[1]) Reicke S. 32.

[2]) Ebenda S. 4, vgl. „Ode auf den Geburts- und Namenstag meiner Eltern", 1732.

[3]) Waniek S. 7.

folgende Stelle aus dem 22. Stück der „V. T.“: [1]) „Ich weiß wohl, daß man die Verehrer des Altertums mit dem schimpflichen Namen der Schulfüchse zu benennen pflegt, aber ich weiß auch“, daß dieses von Seiten halbgelehrter Neulinge geschieht, die „weiter keine alten Skribenten in die Hand genommen haben, nachdem sie den Ruten ihrer Lehrmeister entwischt sind, und also in dem Gedanken stehen, die Schriften der alten Redner und Poeten wären Bücher, die nur vor Kinder gehörten und also billig in die stäubigten Klassen junger Schüler verbannt blieben“.

Wie Gottsched hier vor verwerflicher Mißachtung der Alten warnt, ihnen vielmehr eine Bedeutung zuschreibt, für die der Jugend in der Schule Verständnis erweckt werden soll, das nicht nur die Schulzeit über anhalten soll, sondern auch im späteren Leben — so zeigt doch Gottsched gerade wenige Zeilen weiter unten, daß er auch eine Überschätzung und abgöttische Verehrung des Altertums kennt,[2]) diese aber durchaus nicht billigen mag. „Man gesteht es, daß auch unter den Anbetern des Altertums bisweilen Pedanten gefunden werden. Die Pedanterie ist eine Schwachheit, die in allen Künsten und Wissenschaften stattfinden kann.“ Ich erinnere an Gottscheds anerkennende Worte über Kaspar Barth, den berühmten Leipziger Polyhistor, „der doch die Schönheiten gelehrter Sprachen so vollkommen einsah“, der aber doch zugab, daß Martin Opitz die deutsche Poesie der alten griechischen und römischen, und die Sprache der Deutschen ihren Waffen gleichgemacht habe.

Vor allem ist nun festzuhalten, daß die bloße Wissenschaft der Sprachen nicht dasjenige ist, wozu uns der Schöpfer bestimmt hat, „diese sind nur die harten Schalen, darin man den Kern der wahren Weisheit suchen muß“. Dies bedeutet also Gottscheds Stellungnahme gegen den humanistischen „Formalismus“. Kinder und die ihnen ähnlich sind — heißt es in der Trauerrede auf Herrn Pundts — begnügen sich damit. Verständige aber dringen auf den inneren Kern, auf das innere Wesen der Dinge hindurch. Was nun den Inhalt anbelangt, so sind die Alten von der Neuzeit durchaus nicht wertlos gemacht worden, und diese kann noch recht gut von jenen lernen. Eugen von Savoyen z. B. wird deshalb von Gottsched gerühmt. Von diesem Helden an „Geist, Verstand und

[1]) Reichel S. 1, XX.

[2]) Streit Gottscheds mit den „Latinisten“. Siehe S. 52 ff.

Mute" heißt es in der „Ode auf den Tod des Prinzen Eugen von Savoyen" 1746.[1])

„Nun wird der Held am Geiste stark,
Durchdringt der Künste Kern und Mark
Und liebt die Wissenschaft und forschet in Geschichten
Der Grajer alte Tapferkeit,
Der Römer Kriegserfahrenheit,
Da muß ihn Philipps Sohn und Cäsar unterrichten."

„Gerade Griechenland und Italien hat mehr durch Verstand und Witz, mehr durch Weisheit und Tugend als durch eine blinde Gewalt andere Völker besiegt und beherrscht."[2]) „Nur die geistreichen und witzigen Köpfe, die guten und scharfsinnigen Schriftsteller haben Rom aus ihrer Barbarei gerissen und seine Bürger zu einem gescheiten Volk gemacht." Und in Griechenland war Ulysses „im Jagen so geübt als in der Weisheit Lehre", heißt es in der Ode an Friedrich August II. Ein Demosthenes weiter verkörperte die Grundvoraussetzungen eines guten Redners: „man muß dasjenige in der Tat sein, was man vorstellt". Demosthenes redete nur, um die Freiheit Athens zu erhalten, kannte keinen Eigennutz, bewies dies durch die Tat, indem er Mauern auf eigne Kosten baute usw.[3]) „Rom und Athen gaben Dir", richtet sich Gottsched an die vertraute Rednergesellschaft,[4]) „weit bessere Wegweiser als Madrid und Florenz." Dort seien die Quellen der Beredsamkeit, die zwar nicht sehr sprudeln und rauschen, aber mit ihrem stillen, majestätischen Lauf alles, was ihnen widersteht, fortreißen und zum Gehorsam zwingen. Dieses sagt Gottsched im Zusammenhang mit Demosthenes, dem er zuruft: Kurz, Du erhältst die Ehre des Vaterlandes allein, Du allein bist unüberwindlich und stirbst auch endlich so frei, als Du gelebt hast. „Ganz philosophisch, oder welches mir gleichviel dünket, vernunftmäßig" seien die Ideen der „großen Meister" der Alten von der Beredsamkeit gewesen, darum folge er ihnen.[5])

Wie der Mann kann auch die Frau von den Alten lernen. Eine große Unsitte zu Gottscheds Zeit waren die ausgeschnittenen

[1]) Reichel V S. 117 ff.

[2]) Lob- u. Gedächtnisrede auf M. Opitz.

[3]) Akadem. Rede, daß ein Redner ein ehrlicher Mann sein müsse, Reichel VI S. 47 ff.

[4]) Abschiedsrede, Reichel VI S. 70 ff.

[5]) Vorrede an den Leser, geschr. i. d. Leipz. Mich.-Messe 1728, seines Grundrisses zu einer vernunftgemäßen Redekunst.

Kleider. Eitle Mütter machten mit ihren jungen Töchtern schon von klein auf den Versuch, deren Körper gegen die Folgen dieser ausgeschnittenen Kleider unempfindlich zu machen, denn ausgeschnitten mußten sie gehen. Gottsched meint nun, zur Galanterie könne die Nacktheit nicht gehören.[1]) „Das athenische und römische Frauenzimmer könnte uns manche Lektion geben, und doch war sie nicht entblößt. Das römische Frauenzimmer speziell kann noch etwas anderes lehren. Zu wünschen wäre es,[2]) „daß diese so teure, unförmliche gotische Tracht (der Spitzen) zu unsren Zeiten in Vergessenheit gestellt würde". Abgesehen davon, daß sich daraus ganz sicher große Ersparnisse für die Ehemänner ergeben, könnte „die lange Zeit, die zu der unförmlichen Spitzenmacherei verschwendet wird, zur Verfertigung künstlicher Tapeten mit ausgenähten Blumen, Historien und Landschaften gebraucht werden". In dieser Kunst ist vorzeiten das römische Frauenzimmer geübt gewesen. „Darinnen läßt sich mehr Verstand und Lebhaftigkeit blicken als in den Spitzen" usw.

Wie kann aber anders von den Alten etwas profitiert werden, als daß sie dem Volke zugänglich gemacht werden, und dieses wieder geschieht nur durch Belehrung, und diese hat ihre eigentliche Stätte in der Schule. Was nützt es, wenn die Lateingelehrten die lateinischen Schriften verstehen, der übrige Teil des Volkes aber „in seiner Barbarei stecken bleibt?" So fordert denn Gottsched Pflege der Alten in der Schule und zu diesem Zwecke fremdsprachlichen Unterricht; ja selbst die Mädchen sollen Latein und Griechisch lernen. Der harten Rabenmutter Xantippe ruft Gottsched zu: was verlangst Du mehr von der Tochter? Und dieses Ideal von Mädchen „versteht Latein, liest Griechisch und Hebräisch". Auch die Marilis wurde in der lateinischen Sprache unterrichtet, sie las in den Fabeln des Phädrus und im Nepos. Wenn wir von den Alten profitieren sollen, so muß auch der Schulunterricht auf den Inhalt der Lektüre eingehen. Gottsched drängt überall auf Sachverständnis hin und betont die Anschauung; so soll auch die hohle lateinische Konversation schwinden, dafür muß die Muttersprache mehr geübt werden. Der Oberstufe soll die Übersetzung in fremde Sprachen vorbehalten bleiben.

Aber das Wichtigste ist eben der Inhalt; die Schüler sollen bei der Lektüre der alten Literatur nicht mit zu langen antiquarischen,

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 418. — Siehe S. 79 f.! [2]) Ebenda S. 275.

grammatischen und metrischen Erörterungen aufgehalten werden; statt dessen sollen sie genau und ausführlich mit dem Inhalt des Gelesenen und seinem Zusammenhang vertraut gemacht werden.[1]) „Wer die rechte Schönheit oder Stärke solcher Stücke empfinden will, der muß sie gleichsam in einem Atem durchlesen" sagt Gottsched inbezug auf die Lektüre klassischer Dramen.

Manchem Schüler unsrer Tage wird hier Gottsched aus dem Herzen gesprochen haben, manchem, der nach Ende des Schuljahrs von dem gelesenen Schriftsteller nicht viel mehr weiß, als daß das Präparieren ihm viel Zeit gekostet habe, und er wird froh sein, es nun „überstanden" zu haben. Das Interesse für den Inhalt ist ja unter den Schülern nicht eben groß, und so muß der Lehrer dieses auf alle mögliche Weise zu fördern suchen. Ein Zeitgenosse Gottscheds, der Neuhumanist Gesner, hatte nachdrücklich gefordert, daß der Inhalt der Schriftsteller berücksichtigt werden, und an Stelle des üblichen ermüdenden statarischen Lesens der Schriftsteller die kursorische Lektüre eingeführt werden sollte. Die kursorische Methode wird aber auch dann nur von Erfolg begleitet sein, wenn dem Schüler Hilfsmittel an die Hand gegeben werden, die ihn über grammatische Schwierigkeiten des Textes leicht hinweggleiten helfen und das lusttötende Wälzen im Lexikon auf ein Minimum herabsetzen.

Die Jugend soll — nach Gesner — klassische Studien treiben, nicht, um so geläufig als möglich die lateinische und griechische Sprache zu erlernen, Gesner erhofft von der Lektüre der Alten Bildung des Charakters, Stärkung des Denkens und Urteilens, Läuterung des Geschmackes, Schulung des Willens. Gesners Gedanken finden sich auch bei Ernesti, Heyne, Herder und F. A. Wolf. In anderer Weise dachte Herbart die Lösung finden zu können, nämlich in der Umkehr der Reihenfolge der lateinischen und griechischen Sprache, indem er die Sextaner im Griechischen unterrichtet wissen und ihnen dann sobald als möglich die Odyssee in die Hand geben will; erst die älteren Klassen sollen den ihren Interessen näher liegenden Caesar usw. lesen. Wenn auch die Absicht Herbarts zu loben ist, die Idee ist nicht zu gebrauchen, es wird niemanden einfallen, mit Griechisch zu beginnen und dann gleich mit Homer und seinem Dialekt die Lektüre zu eröffnen. Die Forderung Gottscheds „in einem Atem" durchlesen lassen!, scheitert natürlich auch an der

[1]) Waniek S. 654.

Praxis; die dieser Forderung entsprechende Privatlektüre halte ich in dem Maße, wie sie heute vielfach behandelt wird, für ganz zwecklos. Sie häuft nur die Hausaufgaben und wird, solange keine Hilfsmittel freigegeben sind, nur stellenweise verstanden; dann ist aber wieder nichts erreicht. Es ist ja auch heute noch vielfach so, daß den wirklich aufrichtigen Schülern vor einer Lektürestunde etwas unbehaglich zumute ist. Sie haben mit großem Fleiße daheim im Lexikon gewälzt, haben sich die Bedeutung mit Mühe aus der Unmenge der Möglichkeiten herausgesucht, dabei doch manches versehen usw. Die Schüler mit etwas weiterem Gewissen haben rasch ein paar Wörter abgeschrieben und arbeiten mit der Übersetzung, die ihnen sofort die richtigen Worte sagt. Ist der Lehrer auf eine glatte „Nachübersetzung in Eilmärschen" erpicht, so lesen solche gleich aus der Übersetzung vor oder aus dem gänzlich überschriebenen Exemplar. Diese bekommen gute Zensuren, während die Fleißigen, die auf eigenen Füßen stehen, hie und da schwanken und schlechter beurteilt werden, obwohl sie die besten Absichten hatten. Aus Angst, einen Ausdruck bei der Nachübersetzung durch den Lehrer sich entgehen zu lassen, der ihnen dann das nächste Mal fehlt, passen sie auch bei dieser Gelegenheit nur auf die Worte auf und — der Inhalt ist ihnen wieder entgangen.

Wir wissen schon, daß Gottsched den antiken Sprachen gegenüber, nachdem er soviel für sie getan hat, nun wieder die Muttersprache betont und seine Leser warnt, sich nicht denen anzuschließen, denen außer der griechischen und lateinischen Sprache nichts schön, nichts angenehm, nichts des Namens der freien Künste würdig zu sein dünkt. Demgegenüber erklärt Gottsched, die griechische und lateinische Sprache sind nicht die freien Künste, „die Rennbahn der freien Künste muß billig allen Völkern offen stehen, die Mut, Witz, Eifer und Kräfte genug besitzen, sich Kränze zu erwerben".[1]) Gewiß haben die alten Griechen und Römer das Verdienst, zuerst die freien Künste geliebt, „und wo nicht selbst erfunden, so doch wenigstens sehr ausgearbeitet und verbessert" zu haben. Durch Übertragung fremder Bücher in die griechische Sprache ward Griechenland der Sitz der feinen Künste, die Säugamme der Gelehrsamkeit in Europa und die „Schule der tapferen Römer". Diese aber übertrugen das, was sie in Griechenland lernten, in die lateinische Sprache, um es

[1]) Aufmunterungsrede an die Gesellschaft der freien Künste.

dem Volke zu bringen. Das Muster römischer Beredsamkeit und der größte Lehrer, den Rom jemals hervorgebracht hat, Cicero, ward der Vater der lateinischen Sprache: „und das alles bloß darum, weil er in seiner Muttersprache schrieb und redete und dieser alle die Schönheiten mitteilte, die sein fähiger Geist und Witz den Griechen entwendet und — so zu reden — auf lateinischen Boden verpflanzt hatte". Die großen Humanisten nun hatten ihre Muttersprache so wenig für ungeschickt gehalten, die Zierraten fremder Völker zu übernehmen, daß sie selbst Hand angelegt haben, sie mit neuen Schönheiten zu vermehren. „Lesen Sie die Schriften der Alten Tag und Nacht, aber vergessen Sie bei dem allen nicht, daß Sie Deutsche sind. Sie sind Ihren Landsleuten, Sind Ihrem ganzen Volke eben diese Dienste schuldig, die vormals alle gelehrten Griechen und Römer den ihrigen geleistet haben. Sie müssen den Geschmack an allen diesen Schönheiten ausbreiten, befestigen und läutern helfen. Sie müssen Ihre Muttersprache mit all der Anmut und Süßigkeit zu bereichern suchen, womit jene Völker die ihrigen geschmückt haben. Sie müssen die Gedanken Ihrer Mitbürger ebenso fein, die Empfindungen ebenso zart, ihren Witz ebenso lebhaft, ihre Urteilskraft ebenso scharf, ihre Einbildung ebenso feurig — und kurz ihre ganze Seele samt allen Gemütskräften ebenso fähig zu den feinsten Vergnügungen zu machen suchen, als jemals die Grajer und Latiner gewesen." Das ist der Zweck, das Ziel der Beschäftigung mit den Alten, eindringen in den Inhalt, ihnen das Gute, Schöne, Erhabene ablauschen und es in der Muttersprache dem eignen Volke wiedergeben.

Schließlich gibt es ja nach Gottsched auch einen Fortschritt der Neuzeit über die Antike; ich denke hier an die Stelle in Gottscheds akad. Rede: „daß ein Redner ein ehrlicher Mann sein müsse", wo es heißt: In Griechenland hätte man solche moderne, auf Scheingründen fußende Reden halten sollen, wo Wahrheit und Ehrlichkeit gleichsam des Landes verwiesen waren. Nur wenige Zeilen später heißt es: „Und daß ich der unter der griechischen Jugend eingerissenen Plauderhaftigkeit nicht gedenke, wodurch sie zu wackeren Taten nur faul geworden." Ferner bietet die Antike auch nur eine Vorstufe zur Gegenwart hinsichtlich der Religion. „Um wieviel höher schwingt sich der Verstand eines wahren Gottesfürchtigen, wenn er sich mit nichts so sehr als mit dem Erkenntnisse der ewigen Gottheit und anderer himmlischen Dinge beschäftigt" usw. „Ihr selbst", heißt es dann, „werdet dadurch weit übertroffen, ihr alten Weisen der Vorder-

welt, die ihr zwar viel gesucht, erforscht und gefunden, aber gleichwohl in der Lehre von Gott nur im Finstern getappt." Von diesem Gedanken wollte man einige Zeit nach Gottsched nichts mehr wissen, als unter den Verehrern der Hellenen mit der Liebe zu den Alten die Verherrlichung des Heidentums feste Wurzeln faßte.

Im II. Gesang, als die gelehrte Brüderschaft in Leipzig ihr erstes Jubelfest feierte, 1724,[1]) heißt es über das Verhältnis der Neuzeit zum Altertum:

„Die göttliche Musik, die Baukunst, Malerei,
Die Kunst, aus Holz und Stein ein Menschenbild zu hauen,
Der Gärten Zauberlust und andres läßt ja schauen,
Daß uns das Altertum nicht gleichzuschätzen sei."

Fassen wir das Ergebnis für den Schulunterricht zusammen: in erster Linie ist auf die deutsche Sprache Wert zu legen, dann erst auf die antiken; bei deren Behandlung nun soll man sich nicht aufhalten beim Äußerlichen, sondern eindringen in den Inhalt des Gelesenen. Dem Volke sollen die Alten zugänglich gemacht werden durch Übersetzungen. Gottsched glaubt nun, daß unter Umständen die alten Sprachen tatsächlich zu entbehren seien, dann müssen aber die Alten, soll das Volk von ihnen lernen, in der Übersetzung behandelt werden. Hören wir da nicht heraus, wie modern Gottsched ist, wie er schon das fühlte, was wir heute fühlen, und was Paulsen in seiner Idee der zukünftigen Gelehrtenschule in voller Konsequenz ausgesprochen hat.

---

14. Kapitel.

Der Unterricht in modernen Sprachen.

Deutschland hatte von seinen Schulen im allgemeinen nicht viel Gewinn, die Schüler waren fürs Studium mangelhaft und für die praktischen Berufe überhaupt nicht vorbereitet. Da es nun dem Volke an Bildung fehlte, war an einen Aufschwung der Leistungsfähigkeit des Volkes nicht zu denken. Gottsched wagte es, diesen Mangel offen zu besprechen, u. zw. sagt er im „Neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften": „Die mehrsten Schulen scheinen vornehmlich nur die Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache zum Endzweck zu haben", sie scheinen nur „zur Unterweisung derjenigen

[1]) Bei Schwabe S. 326.

eingerichtet zu sein, die von der Gelehrsamkeit besonders ihr Geschäft machen wollen". Daraus spricht die Klage über den Mangel an Berücksichtigung der übrigen Berufe des Volkes. Da nun noch dazu in der Regel die Schüler zu Gottscheds Zeit nicht in den Geist der Alten eingeführt wurden, sondern ihnen eine „mittelmäßige Erkenntnis in den Sprachen" beigebracht wurde,. trat die Jugend „mit einem solchen armseligen Vorrat an lateinischen und noch weniger griechischen Worten zur Universität und teils ins Leben". Es war kein Wunder, wenn die Jugend dieses „toten Wortkrams" bald überdrüssig ward.[1])

Durch sein offenes Bekennen und Klagen hatte sich Gottsched gegen das Vorurteil gewandt, das damals vielfach herrschte, daß eigentlich nur der Berufsgelehrte etwas zu lernen brauche, und daß die Beherrschung der zwei alten Sprachen gleichbedeutend sei mit der Gelehrsamkeit. Gerade gegen dieses Vorurteil schreibt er in jenem Aufsatz im „Neuen Büchersaal", es sei eine Anmaßung, wenn die Vertreter der vier Fakultäten der Welt einreden wollten, daß sie allein die Stützen der menschlichen Gesellschaft wären, daß außer diesen vier Fakultäten „weder Heil noch Vernunft" zu finden wäre. „Wir Gelehrten behalten aber Ehre genug, wenn wir gleich unseren Nächsten, die in anderen Ständen leben, einen Teil, und wenn es auch die Hälfte wäre, davon überlassen." Denn „diejenigen, welche in den Welthändeln der Welt nützen, die mit Einrichtung gemeinnütziger Anstalten, der Handlung, der Verbesserung der Naturalien, Vermehrung des Gewerbes und der Landhaushaltung eingehen, die sich auf mechanische Künste legen, oder zu Wasser und zu Lande über und unter der Erde das gemeine Beste suchen, machen einen ebenso wichtigen Teil des gemeinen Wesens als die Gelehrten aus". War schon 1744 in Braunschweig der erste schüchterne und unzulängliche Versuch[1]) gemacht worden, der alten Lateinschule eine Art von Realschule gegenüberzustellen, so war Gottsched doch wohl der erste, der es wagte, diese Bestrebungen offen beim rechten Namen zu nennen. Er fordert ausreichenden Unterricht in Realien, und zwar zunächst im Rahmen der gewöhnlichen Schule. Es darf also nicht verwundern, wenn die „Zunft der Gelehrten" — von deren Abwehr dieser modernen Ideen im Kampfe mit Gottsched wir schon hörten —, wenn diese Zunft, unter denen mehr und mehr die Philologen zu Ansehen gelangten, Gottscheds Bestrebungen verachteten, da

[1]) Vgl. Reichel in „Dtsch. Schulmann" 1901, Heft 10.

sie eben jenes Vorurteil teilten und meinten, die Wissenschaft werde durch die Hände des Pöbels entheiligt.

Wichtig für den Kaufmannsstand vor allem ist die Ausbildung in den modernen Sprachen. Es gilt ja gewiß jener Grundsatz: es ist keine Schande, wenn man die französische Sprache nicht versteht, dafür aber um so geübter in der Muttersprache ist. Man darf wohl diese Äußerung Gottscheds über das Verhältnis der deutschen zur französischen Sprache auch auf alle anderen modernen Sprachen anwenden. Also auch hier wieder die starke Betonung der Muttersprache. Es ist drum gar kein Wunder, wenn Gottsched energisch gegen die Unsitte Protest einlegt, den Kindern eine fremde Sprache einzupauken, ehe sie die eigne Muttersprache verstehen.

Ist nun aber die Voraussetzung erfüllt, daß die deutsche Sprache nicht vernachlässigt worden ist, so wird es auch von Gottsched nur recht sehr gewünscht, daß die Bildung noch erweitert werde. Diese seine Meinung läßt er z. B. bereits in den „Tadlerinnen" erkennen:[1] „Ich habe mir neulich den ins Deutsche übersetzten Spectateur angeschafft; weil ich aber an einigen Orten keinen Verstand herausbringen kann und daher mutmaße, daß es gar zu sehr nach dem Französischen und Englischen muß gegeben sein, so beklage ich es herzlich, daß ich diese Sprachen nicht verstehe." Also darf man hierin eine Empfehlung des englischen und französischen Unterrichtes sicher finden; der uns bekannte Vater der Marilis läßt diese in der französischen Sprache unterweisen, die Tochter der Xantippe hat es bis zum 14. Jahr soweit gebracht, daß sie nun französisch reden kann usw. Wir haben aus den eben genannten Beispielen gesehen, daß der moderne Sprachunterricht sogar für Mädchen erwünscht ist. Es gilt nun auch hier wieder, sich der Vorteile des Nachbarn zu bemächtigen, und so ist denn unsre Muttersprache „durch die Schätze des ganzen heutigen Europas" bereichert worden. Ich will nicht versäumen, eine interessante Bemerkung wiederzugeben, in der Gottsched, dieser Mann, der Deutschland „französisiert" habe, sein Urteil über Frankreich abgibt. Es heißt in Bayle:[2] Man sollte die Torheit des französischen Volkes recht kennen lernen, das sich zum Muster und Vorbild aller andren Völker aufgeworfen hat und bloß durch Dummheit einfältiger Bewunderer fast zu diesem Ziele gelangt ist.

---

[1] „V. T." 2. Aufl., S. 195.

[2] Gedanken über Kometen 1741, Anmerkung.

Gottsched fordert scharf die Berücksichtigung der Berufe außerhalb der Gelehrtenwelt. Laut hatte er Klage erhoben gegen diesen Mangel. Er steht mit seinen Forderungen in dieser Hinsicht nicht allein in jener Zeit da. Ich erinnere an die Bestrebungen Heckers, der, unterstützt von Friedrich II., im Jahre 1747 die ökonomisch-mathematische Realschule in Berlin gründet. Vorher hatte schon Weigel den Gedanken einer Realschule zu verwirklichen gesucht, auch Semler. Aber beide ohne anhaltenden Erfolg. Die Notwendigkeit der Einführung der Realien in den Unterricht hatte früher Comenius eingesehen, ebenso dann Francke. Locke hatte Bedenken gehabt, ob Kaufleute das Latein nötig hätten. Gottsched nimmt diese Bestrebungen auf, fordert offen die Berücksichtigung der Berufe der Kaufmannschaft usw. und — hierin liegt sein Fortschritt über die Vorzeit — trägt in seine Forderungen hinein die schärfste Opposition gegen die Gelehrtenzunft — die übrigens die Antwort nicht schuldig blieb.

---

15. Kapitel.

Die Erziehung unter nationalem Gesichtspunkte.

Mit der Überschätzung ausländischer Sprachen ist auch die Überschätzung ausländischer Sitten verbunden. Zu Gottscheds Zeit war die Torheit im deutschen Volke vielfach zu finden, daß es eine galante Mode sei, nach dem Auslande, insonderheit nach Frankreich zu himmeln und dann drüben das Vaterland, die Muttersprache zu verwerfen. Sehen wir uns die oben[1]) wiedergegebene Tabelle des Meßkatalogs an, so finden wir, daß gerade die französische Sprache in Deutschland gewaltig im Wachsen war. War die Zahl der angekündigten französisch geschriebenen Bücher in den zwanziger Jahren von 1,9 auf 1,5 Proz. herabgesunken, so stieg sie in den dreißiger Jahren auf das Zweifache des ersten Jahrzehntes, in den vierziger fast auf das Doppelte der Zahl der dreißiger Jahre.[2]) Gewiß war das Wachsen dieser Unsitte einem damaligen Regenten, dem König Friedrich II. von Preußen, zuzuschreiben. Es ist also nur gar zu sehr nötig gewesen, daß Gottsched eine energische Sprache redete, und es ist recht bedauerlich, daß es sehr bald eine Zeit gab, wo er verachtet, und seine Werke belächelt und verspottet wurden, denn nunmehr war es mit der Wirkungskraft seiner Schriften vorüber.

[1]) Siehe S. 64 f. [2]) Vgl. auch poetische Werke.

Ich meine, Gottsched hätte auf diesem Gebiete viel Erfolg haben können, vielleicht wäre es ihm geglückt, das Himmeln nach dem Auslande, wenn er einflußreich geblieben wäre bis an seinen Lebensabend, damals zu ersticken; nun ist es bis heute nicht gelungen.

Die Erziehung soll nach Gottsched unter nationalem Gesichtspunkte vor sich gehen; sie ist Pflicht der Nation, hat aber auch in bewußter Abzielung auf das Wohl derselben zu geschehen. Der Zögling soll sich Achtung und berechtigten Stolz einimpfen lassen, denn er ist ein Teil der Nation, vor allem ist es seine Pflicht, als Deutscher auch deutsch zu reden und sich davor zu hüten, sein Vaterland zu verleugnen. Vgl. S. 12.

Es ist gerade dieser Punkt in der Gottschedschen Erziehungslehre auch im heutigen Leben zu betonen, die Gegenwart kann nicht oft genug davor gewarnt werden, das Ausländische dem Heimischen vorzuziehen. Gehen wir heute durch unser Vaterland, so wimmelt es an diesen Unsitten, im Kleinen wie im Großen. Mitten im Herzen Deutschlands prangen in großen Lettern französische Namen über den Gasthöfen, Speisekarten mit Speisen in französischer und englischer Bezeichnung. Je mehr man nach der Grenze kommt, um so schlimmer wird es. Und draußen im Ausland? — Da ist es so „interessant zu konversieren", und der Deutsche geht unter in der Verehrung und Vergötterung des Auslandes. Dieser törichten Unart gegenüber ist von Jugend auf das deutsche Bewußtsein zu betonen und einzuschärfen. Ob nun dazu gehört, daß man die Töchter in die Schweiz oder nach Frankreich in Pensionate schickt? Die Deutschen sind gewiß fähig, sich dem Fremden leicht anzupassen; für gewisse Momente will ich das durchaus anerkennen und billigen, aber keinen Schritt weiter, als eben gerade nötig, dem Auslande entgegenkommen und nie im Ausland die Heimat verleugnen! Ist aber ein Mensch — es ist uns ja angeboren im Auslande sofort das Ideal für alles Mögliche zu erkennen — nicht stark genug, den Eindrücken standzuhalten, dann ist das Übel da. Kommt schließlich eine Person aus dem Auslande zurück, so wird sie angehimmelt und angestaunt, als ob sie nun selbst ein Stück Ausland geworden sei. Nun wird vielfach renommiert, man hat schließlich „verlernt", die Muttersprache zu sprechen und klagt über die Schwere, sich in die heimatlichen Verhältnisse zu schicken usw. Zum Glück für solche törichte Seelen ist es ja heute möglich, auch im Inland ein großes Stück Ausland zu haben. Denn, abgesehen von andren Mißständen,

ist ja die Mode dasjenige, was so manchem recht viel gilt, insonderheit der Frau, die ihre Kinder national erziehen soll. Es ist eigentlich eine Schmach, daß sich die deutsche Frau so herablassen kann, auf Kommando Pariser Modekönige einmal ihre Füße in enge bunte Schuhe mit den törichtsten hohen Absätzen und aus dem unpraktischsten Leder zu zwängen, auf ein andres Kommando aus Paris Hüte mit unendlichem Radius zu tragen usw.

Ist das nicht — ganz abgesehen von den damit verbundenen finanziellen Ausgaben — eine Schmach für unser deutsches Bewußtsein, eine Schande, wie sie nicht größer vorgestellt werden kann, sich den Torheiten fremder Völker zu unterwerfen, willenlos zum Sklaven der unwürdigsten Albernheiten zu werden? Eine Amerikanerin würde sich z. B. nicht einmal soweit vergessen, auf dem Hutbande ihres Hutes eine ausländische Flagge oder fremde Namen zu tragen! Obgleich ich sonst durchaus nicht im amerikanischen Wesen ein Ideal sehe, — in dieser Hinsicht aber könnten unsre Frauen doch von ihm lernen, deutsch erst im Kleinen, dann auch bald im Großen! Vielleicht werden solche Toren dann auch nicht mehr so oft die Opfer ihrer Auslandsgier, wenn sie z. B. echte ausländische Waren kaufen, der Verkäufer sie ihnen mit der ehrlichsten Miene der Welt als solche vorlegt, und die Kassiererin mit geschäftlicher Eile die hohen Preise für diese ausländischen Sachen einstreicht — während die Waren in Wirklichkeit mitten in Deutschland ihre Geburtsstätte haben.

Als ob die deutsche Frau nicht soviel Zutrauen zu sich haben dürfte, sich unabhängig von dem Auslande anmutig zu kleiden, ob sie nicht soviel Zutrauen zur deutschen Industrie haben könnte, daß diese ihr viel mehr und viel Besseres und viel Gesünderes zu leisten vermag als das Ausland? Ob sie es nicht ihrer Erzieherpflicht schuldig ist, ihren Kindern ein gutes Beispiel in Vaterlandsliebe, eine deutsche Mutter zu sein, welche die Kinder auf die Torheiten der Welt hinweisen soll. Wie kann sie diese Pflichten erfüllen, wenn sie selbst gar zu gern solchen Torheiten huldigt und nicht zögert, dieser Dummheit sogar ihre Gesundheit zu opfern?[1])

[1]) Sie wird auch nicht zögern — sagt Gottsched — aus Liebe zur Mode die Gesundheit ihrer Töchter zu ruinieren, sie auf ausgeschnittene Kleider zu trainieren usw. Sie sollte doch gerade in diesem Punkte ihren Töchtern einimpfen, daß der zarte Anstand diese Unsitte, wie sie bei Hoffestlichkeiten unter dem Namen der vorschriftsmäßigen Gesellschaftstoilette leider fest eingebürgert

Andre haben ihren Himmel in England. Man braucht nicht nur an die robusten Manieren der Suffragettes zu denken, schon im kleinen kann man beobachten, wie vielfach in jenem Lande für die deutschen Ideale kein Platz ist. Warum kommt es so oft vor, daß junge Töchter, die in England waren, wenn sie heimkehren, recht merkwürdige Stellung zur Ehe einnehmen, es sei ja viel schöner, viel freier ohne Ehe, — und von den Pflichten derselben wollen sie nun gar nichts mehr hören. Denn gewiß wird die Ehe Aufopferung und vielfach bittere Entsagung nicht aus ihrem Programm streichen diesen Menschen zuliebe. Der Aufenthalt junger Töchter in England läßt das Gemüt des Deutschen, das so hoch und edel sein kann, verschwinden und in kühler, geschäftsmäßiger Berechnung aufgehen. Dieses halte ich nun für schlechter, als wenn überhaupt darauf verzichtet wird, zur Vervollkommnung der daheim erlernten Sprachen die Töchter ins Ausland zu schicken.

Man sieht auch die weiteren Folgen jener Unsitten, Abneigung vor der Ehe auf seiten der Männer, unglückliche Ehen, Ehescheidungen, Ehebruch usw.

Die Männer sind schließlich — was das Gaffen nach dem Auslande anbelangt, nicht viel besser als die Frauen. Man entschuldigt vieles mit dem Beruf des Kaufmanns, der die größte Elastizität den Verhältnissen gegenüber erfordere. Schließlich dürfte aber doch vor einem übergroßen Aufgehen in ausländischen Interessen zu warnen sein. Gewiß mag gerade unser Volk eine ungeheure Fähigkeit besitzen, sich andren Verhältnissen anzupassen, und diese Fähigkeit soll benutzt werden, wie jede andre, aber zu einer Verleugnung und Herabsetzung des eignen Vaterlandes vor dem Ausland darf es eigentlich nie kommen. Durch die Mode lassen sich die Herren ebenso imponieren wie die Frauen; ich glaube, gar groß ist die Zahl

---

ist, unterlassen muß. Vom griechischen und römischen Frauenzimmer soll die deutsche Frau lernen, sie soll die Anmut bewahren ohne derartige Torheiten, von denen man den Vorwurf der Unsittlichkeit nicht immer fernhalten wird. Man mag die Unsittlichkeit den Prostituierten überlassen, in den anderen Kreisen aber auf alte germanische Zucht achten. Die Zucht und der Anstand aber — und diese kennen solche ausgeschnittene Kleider nicht — ist früher dasjenige gewesen, was die deutsche Hausfrau, das deutsche Mädchen auszeichnete, und so soll es bleiben; mag „die Welt" freier denken. Die Verehrer dieser Freiheit mögen sich erst einmal fragen, ob sie in der „Freiheit" nicht unerlaubtes Unrecht und Sünde zu einer erlaubten Gewohnheit stempeln.

derer, die sich vergessen haben und nach London himmeln, genau so wie die Frauen nach Paris, ob das Beinkleid eng, das Jackett lang, die Weste hoch ist usw. Alles läßt man sich vordiktieren und kauft es, um das Modernste zu besitzen. Der gute, deutsche Michel schläft immer! Wir machen uns ja durch die Verleugnung unsrer großen, mächtigen Nation nur lächerlich in den Augen unsrer viel verehrten Ausländer, die eine solche Dummheit von Angehörigen einer fremden Nation gar nicht verstehen können. Es wäre die richtige Antwort auf die ständigen Hinweise der Modengeschäfte auf die neuesten Pariser und Londoner Moden — ein großer Boykott derselben. Man sollte aber auch die Anhänger dieser Moden verachten, die Modeprinzessinnen nach französischem Stile, — man wird genug Schöne finden nach deutschem Ideal, mit anmutiger, schlichter Kleidung und Anstand, man verachte die Modefatzken und Zeittotschläger unter den Männern wie unter den Frauen. Durch gehörige Lektionen werden sie sich vielleicht heilen lassen, denn sich blamieren zu lassen —, dazu hat niemand recht Lust. — Wo muß da geholfen werden?

In der Familie, im trauten Familienkreise muß die nationale Erziehungsarbeit beginnen. Den Kindern muß beizeiten Abscheu eingeflößt werden vor diesen törichten ausländischen Sitten und Produkten und andrerseits Achtung und Selbstgefühl als Angehörigen des Deutschen Reiches. Im gleichen Sinne muß die Schule wirken.

Ich habe von besonderen Sätzen Gottscheds in diesem Abschnitt abgesehen, überall ist es ja der Grundton seiner Schriften: Deutsch sein; und diese Forderung: Deutschwerden! brauchen wir nicht viel weniger zu erheben als Gottsched. Wir sind durch die Schätze Europas bereichert, aber auch — durch die Unsitten. Sich selbst verachten die Deutschen wie einst, da ist es nicht schwer für das Ausland, als ein Ideal zu erscheinen, das unsre Rückständigkeit überstrahlt. Wohl in der Hauptsache ist das Ausland nur durch die Dummheit seiner einfältigen Bewunderer zu dem geworden, was es im modernen Leben gilt.

---

16. Kapitel.

Der Unterricht in den freien Künsten.

Gottscheds eigener Unterricht hatte ihn in seiner Jugend mit den Grundlehren der sogenannten freien Künste an der Hand

der klassischen Schriftsteller bekannt gemacht. Nun findet sich in den ausdrücklichen Forderungen Gottscheds für den Schulunterricht diese: Übung der freien Künste, zunächst des Zeichnens. „Man lasse die Kinder zeichnen lernen, als wodurch sie fähig werden, auf alle Kleinigkeiten bei einer Sache acht zu haben.“ [1]) Daneben fordert Gottsched die Einführung in die Verskunst, die Pflege der Redekunst und die Behandlung der Schauspielkunst.

Diesen Forderungen entsprechen die Gottschedschen Schulschriften; so schrieb er für den Unterricht seine „Vorübungen der Dichtkunst“ und seine „Vorübungen zur Beredsamkeit“. Die freien Künste haben immer denjenigen, der sich ihrer bemächtigt hatte, große Ehre bereitet; der große Prinz Eugen wird deshalb verherrlicht, und ihm nachgerühmt, daß er die Künste, wie den Stahl liebte. Auch im Lobgedicht auf Friedrich den Streitbaren [2]) heißt es in gleichem Sinne:

„Ein kriegerischer Stahl schützt selten Witz und Wissen, . . .
. . . Verschmäht die Wissenschaft und ein gelehrtes Wachen,
Wodurch die Musen doch auch Helden größer machen.“

Der Orient, sagt Gottsched in der Ode auf das zweite Protestantische Jubelfest, [3]) fange jetzt an sich zu regen, der Geist der Kunst besiege die Barbarei:

„Dort fängt bereits der Orient
Die Wissenschaften an zu lieben,
Die doch bisher allein der Occident,
Europas bester Teil, getrieben.
Der Moskowit und die Türkei
Vergißt der alten Barbarei
Und sucht und liebt den Flor der freien Künste.“

Freilich gar zu leicht ist es für die freien Künste nicht, vor aller Augen zu bestehen; besonders die Brotgelehrten sind ihnen große Gegner und wollen — nach der Aufmunterungsrede an die Gesellschaft der freien Künste [4]) — nichts von ihnen wissen.

Es entspricht nun ganz dem Grundprinzip in der Erziehungslehre Gottscheds — der Anschauung —, daß er aufs Zeichnen Wert legt und die Anleitung zum Zeichnen ausdrücklich fordert, damit die Kinder dadurch fähig würden, genau auf alles acht zu geben. Natürlich soll auch auf diese Weise die „urteilende Kraft des Gemütes“

[1]) Weltweisheit, § 457.
[2]) Reichel V S. 24 ff.
[3]) Reichel V S. 148 ff.
[4]) Ebenda VI S. 207.

in Bewegung gesetzt, und dadurch der Geschmack der Jugend ausgebildet werden. Die urteilende Gemütskraft kann entweder in einem richtigen Zustand sein, in dem sie das Schöne von dem Häßlichen und das Angenehme von dem Verdrießlichen wohl zu unterscheiden weiß, oder sie kann durch eine lange Gewohnheit eine gewisse Fertigkeit erlangt haben, ganz verkehrte und ungegründete Urteile in vorkommenden Fällen abzugeben.[1]) Schließlich wird sich bei gehöriger Anleitung bald bestätigen, daß der gute Geschmack in freien Künsten und andren Dingen, die zum gemeinen Leben gehören, unter uns Deutschen „wo nicht häufiger, doch gewiß ebenso häufig, als bei den Franzosen, die sich doch so klug dünken, anzutreffen" sei.

Dafür, daß die Beredsamkeit schon in der Schule betont werden soll, kann ein Muster gefunden werden in der Pflege der Beredsamkeit, die in Rom und Athen zu Hause war. „Durch ihre überführende Kraft unterscheidet sich die Wohlredenheit von allen Künsten."[2]) Sie hat also zur Voraussetzung: die Vernunftlehre und die Metaphysik, sie rechnet mit der Fähigkeit, gesunde Urteile zu fällen, dazu gehört der „Geschmack" und das Freisein von Vorurteilen.[3]) Gottsched will nun die Beredsamkeit in der Schule gepflegt wissen. Dies geht ja ganz deutlich daraus hervor, daß er zu diesem Zwecke eben seine „Vorübungen der Beredsamkeit" schrieb. In der Redekunst ist Gottsched selbst von seinem Vater unterwiesen worden, er sagt uns in der „Ode auf den Geburts- und Namenstag meiner Eltern":

„Vater, selbst der Rede edle Kunst
Hast Du mir zuerst gewiesen
Und der Musen süße Gunst
Durch Dein Beispiel angepriesen."

Gottsched äußert sich einmal dahin: „Soll man etwa die Redekunst von der Schule verbannen, und leuchtet nicht gewissermaßen ein akademischer Stolz und Neid daraus hervor, daß man den sämtlichen Schullehrern die Redekunst ganz aus den Händen spielen will, um sie allein in den Hörsälen der Universität erschallen zu lassen?" Natürlich stellt Gottsched keine allzu hohen Anforderungen an die Schuljugend, er warnt ausdrücklich, zu rasch vorwärts zu schreiten, ebenso die „Vorübungen" zur Beredsamkeit zu vernachlässigen und

[1]) Nach den „V. T."
[2]) „Akadem. Rede z. Abschied a. d. vertr. Rednerges."
[3]) Siehe S. 27 ff.: Erziehung unter vernünftigen Gesichtspunkten.

die Zöglinge etwa gleich unmittelbar zur großen Redekunst zu führen, das hieße „junge Vögel zum Fliegen anführen, ehe ihnen noch die Federn angewachsen sind", und „man solle die Jugend nur durch gehörige Vorübungen geschickt und begierig machen, bei reiferem Verstande und mehr Gelehrsamkeit die Lehren der großen Beredsamkeit von den Lehrern hoher Schulen zu hören".

Die Redekunst war ja in den Schulen schon seit längerer Zeit eingeführt, aber man hatte die Vorübungen zumeist übersehen. Nun hatten sich „verschiedene geschickte Schulmänner belieben lassen" [1]) sich der Gottschedschen „Redekunst" auch auf ihren Trivialschulen zu bedienen, um der Jugend beizeiten gute Begriffe von dieser freien Kunst beizubringen. Indessen war diese „ausführliche Redekunst" für den Schulunterricht zu umfangreich. Einige Lehrer machten nun, z. T. ohne Gottscheds Autorschaft zu erwähnen, ganz einfach Auszüge daraus. Um dem weiteren Umsichgreifen dieser Unsitte vorzubeugen, schrieb er nun selbst seinen Grundriß, die „Vorübungen der Beredsamkeit", in deren Vorrede es heißt: „Die zahlreich vorhandenen Anweisungen zur Beredsamkeit sind das nicht, was sie zum Gebrauch der Gymnasien und großen Schulen billig sein sollten." Deshalb lege er seine Vorübungen vor, in denen er „dem Muster der alten Griechen und Römer gefolgt" sei. Zur wahren Beredsamkeit muß man kommen, ausgerüstet mit allem Wissen und allen geistigen Fähigkeiten. Eine solche, wie sie die „Redekunst" enthielt, könne auf keiner Schule, sie sei so groß wie sie wolle, gelehrt werden; „es müßte denn ein recht akademisches Gymnasium, wie zu Hamburg, Danzig, Elbing sein, wo alle höheren Fakultäten ihre Professoren haben". Aber „die Vorschriften und Beispiele der Alten haben mich gelehrt, daß man Jünglinge auf Schulen zwar nicht zu Rednern machen, aber gar wohl zur Beredsamkeit vorbereiten könne". Gottsched fordert von der Jugend nicht Ausarbeitung großer Reden, sondern lauter solche Vorübungen der Beredsamkeit, wodurch „die Köpfe, Zungen und Federn vorbereitet und geschickt gemacht werden, dermaleinst bei reiferen Jahren, und wenn sie erst die Wissenschaften werden getrieben haben, eine völlige Redekunst zu erlernen". Es gilt also, den Schulunterricht in der Beredsamkeit den Fähigkeiten der Jugend anzupassen. Die Schulen sollen keine „scholae impudentiae" [2]) werden, wo man unwissende Jünglinge mit leerem

[1]) Vorrede zur 5. Aufl. der ausführlichen Redekunst.

[2]) Cato.

Gehirn viel schwatzen gelehrt und dadurch mannigfachen Schaden verursacht hat.

Der Inhalt seiner „Vorübungen" gliedert sich folgendermaßen: In den allgemeinen Vorübungen behandelt er zunächst Wörter, Redensarten, verblümte Ausdrückungen, Perioden, Figuren, böse und gute Schreibart; im zweiten Abschnitt, als besondere Vorübungen: Fabeln und Erzählungen, Beschreibungen, Loben und Verwerfen, den Vergleich zweier Personen oder Sachen, die Kunst, eine fremde Person zu spielen, Bestätigung, Widerlegung einer Sache, Beantwortung einer Frage, Lehrsprüche berühmter Männer, die Chrien, Briefe und Sendschreiben und den guten Vortrag der Übungsrede.

Vor allem meint Gottsched empfehlen zu können, die Jugend im Theaterspielen zu üben. Er sagt: „Wir halten es für eine der Schuljugend so nützliche, wie angenehme Sache, daß sie von ihren Vorgesetzten und Lehrern zur Vorstellung guter Schauspiele angeführt wird. Alle andren Lustbarkeiten, die man derselben an gewissen Orten erlaubt, scheinen uns den Übungen der Vorstellungskunst auf der Schaubühne nur nachzusetzen zu sein." In der Vorrede zum ersten Teil der „deutschen Schaubühne" bekennt Gottsched: „Nichts wird mir indessen angenehmer sein, als wenn ... wackere Schulmänner diese meine Schaubühne zu ihren Absichten bequem finden und der ihnen anvertrauten Jugend eine nützliche Übung dadurch verschaffen werden." — „Es ist der Absicht weiser Schulmänner viel gemäßer, der Jugend solche Belustigungen zu gönnen, dabei sie zugleich etwas lernt, das mit einem wahren Vorteile verbunden ist, als andere, dabei sie wohl gar Freiheit und Anlaß bekommt, Böses auszuüben. Nun ist aber bei guten Schauspielen allerdings für junge Leute viel zu lernen. Denn, zu geschweigen, daß hier eine feine Übung des Gedächtnisses vorkommt, so erlangen sie auch durch die öffentliche Spielung ihrer Rollen eine besonnene Unerschrockenheit, vor einer großen Versammlung aufzutreten und zu reden. Werden sie ferner gut ausgeführt, so lernen sie nicht nur öffentlich reden, welches gar mancher endlich zur Not wohl kann, sondern sie lernen auch, mit einem gewissen Wohlstande und so reden, daß sie den Charakter gewisser Personen, die sie vorstellen, ausdrücken, gewisse Affekte der Natur gemäß annehmen und lebhaft nachahmen und eine ungezwungene Art in Gebärden sich

angewöhnen, daran der Jugend, zumal von niedriger Herkunft, insgemein zu fehlen pflegt." [1])

Der Redner muß ein gelehrter Mann sein, „der seine Zuhörer von allem, was er will, überreden kann". Ein geschickterer Redner ist stets der, der verständige Männer überredet, als einer, der dieses bei einfältigen Menschen erreicht. Der vollkommenste Redner muß auch die scharfsinnigsten Philosophen, die spitzfindigsten Gegner und die gelehrtesten Männer von seiner Meinung überzeugen.[2]) Zu diesem Zwecke die Vorübungen vorzunehmen, das ist die Aufgabe der Schule. So muß sie also für diese „Gelehrsamkeit" sorgen. Und weiter!

Der Redner muß ein ehrlicher Mann sein, auf nichts als auf Wahrheit und Tugend sehen.[2]) Ein Unehrlicher kann die Vernünftigen nicht gewinnen, sondern nur den Pöbel aufrühren. Da aber solch ein Übelgesinnter die Vernünftigen nicht überreden kann, soll ihm die Waffe der Beredsamkeit nicht zugestanden werden. Es soll nun durch schärfere Betonung der Vernunft dem Menschengeschlecht in der Vernunft selbst der Probierstein in die Hand gegeben werden, so daß ihr „künftig kein Betrüger mehr Schlacken für Gold, oder Scheingründe für rechte Beweise aufdringen kann". Es ergibt sich also auch die Forderung: erst darauf sehen, daß der, der zur Beredsamkeit geführt werden soll, auch ein tugendhafter Mensch sei. Auch hier wieder gilt dies als letzte Forderung, der Redner muß ein deutsch gesinnter Mensch sein.

Die Dichtkunst wird nun in Gottscheds Programm ebenfalls als Schulfach behandelt. Auch hier gilt das bei der Redekunst Gesagte: erst die Vorübungen! Dazu äußert sich Gottsched in dem Vorwort an die sämtlichen Schullehrer in Deutschland in seinen „Vorübungen der lateinischen und deutschen Dichtkunst":[3]) Wenn seine Vorübungen der Redekunst nicht schon in Achtung stünden, so müßte er „von der Notwendigkeit, die poetischen Schulübungen von den akademischen Vorlesungen der Dichtkunst abzusondern und zu unterscheiden", ausführlicher handeln und zeigen, „daß die zarte Jugend auch in dieser Art der freien Künste Milch und nicht harte Speise nötig habe: ich will sagen, daß man derselben die ersten Gründe der Verskunst, nicht aber die tiefsinnigen Regeln von dem Inneren

[1]) Vgl. Reichel, im „Deutsch. Schulmann" 1901, S. 440 f.
[2]) Rede, „daß ein Redner ein ehrlicher Mann sein muß".
[3]) 1756.

der Poesie vortragen müsse". Eben deswegen ist „die kritische Dichtkunst, die ich — sagt Gottsched dort — für die hohen Schulen geschrieben", „für die Trivialschulen" nicht schicklich, „weil sie schon zuviel Kenntnisse voraussetzt, die man nicht wohl eher vermuten kann, bevor der Lehrling mit den philosophischen und historischen Wissenschaften ziemlich bekannt geworden ist, welches allererst auf Universitäten zu geschehen pflegt".

Der poetische Schulunterricht soll lateinische und deutsche Poesie benutzen. „Der schwächere Begriff, die weit geringere Kenntnis der Sachen und der Mangel an Vorbereitungen in gewissen vorläufigen Erkenntnissen" bei der Schuljugend zeigen die Unmöglichkeit, sich gleich mit dem Kern der Dichtkunst zu befassen. Der Plan seiner „Vorübungen" gliedert sich in drei Teile, der erste handelt von der Tonmessung und dem Wohlklang der poetischen Schreibart, der zweite von den verschiedenen Versarten und ihrem Wohlklange, der dritte von den poetischen Erfindungen und ihrer zierlichen Schreibart. Der Übung an der Hand der Muster muß allmähliches eignes Versuchen zur Seite hergehen.

Die entschiedene Betonung des Zeichenunterrichtes muß man Gottsched sicher hoch anrechnen; er hat damit gezeigt, daß er die Wichtigkeit desselben im Hinblick auf die Ausprägung der Anschauung erkannt hat. Die Geschichte der Pädagogik beweist, daß mit dieser Betonung des Zeichnens Gottsched nicht allein geblieben ist. Es dauerte nicht mehr lange, bis die Berechtigung des Zeichenunterrichtes und die große Bedeutung des Zeichnens für die Ausbildung der Anschauungskraft allgemein anerkannt wurde.

Wenn Dichtkunst und Redekunst bei Gottsched allzusehr im Vordergrunde zu stehen scheinen, so mag dies darin seinen ganz natürlichen Grund haben, daß er eben mit diesen Disziplinen durch seinen Beruf in engster Beziehung stand. Anzuerkennen ist es, daß Gottsched bemüht ist, eine Grenzlinie in den Gang des Unterrichtes dieser beiden Disziplinen einzufügen, eine Grenzlinie, die Schule von der Universität trennen soll; denn der Schule fällt eben doch nur die Aufgabe zu, die Anfangsgründe dieser Disziplinen zu berücksichtigen.

An der Universität stehen heute diese beiden Disziplinen nicht so im Vordergrund, als es Gottsched wünschte. Auch die Schulen gehen nicht in so energischer Weise auf diese Gebiete ein, wie es Gottsched als Ideal vorschwebt. Die prosodischen Übungen, die der Lehrplan

vorschreibt, genügen vollauf, wenn es auch empfehlenswert wäre, sie einer späteren Klasse aufzugeben. Im übrigen hängt aber die Pflege der Dichtkunst mehr als irgend etwas anderes von dem Talente ab. Die Behandlung der Rhetorik auf unsren höheren Schulen scheint mir auch durchaus genügend betrieben zu werden. Wohin schließlich die allzugroße Betonung derselben führt, zeigen uns die Reden der deutschen Gesellschaft, über die sich Geheimrat Bielefeld in seinem Schreiben an die Königsberger Gesellschaft ganz richtig äußerte!

---

17. Kapitel.

Fragen der Methode.

Ehe wir nun zu dem Teile übergehen, in dessen Rahmen die Bildung, die Belehrung im Vordergrunde steht, der es zu tun hat mit reifen Leuten, die fähig sein sollen, das Geschäft der Erziehung an sich selbst in der Hauptsache allein zu vollziehen, — zur Behandlung der Hochschule, wollen wir hier abschließend noch einige Winke hinzufügen hinsichtlich der Fragen nach dem Verhältnisse des Pädagogen zum abnehmenden Interesse des Schülers, zum verschwundenen Interesse, zur Verhütung solcher Fälle usw.

Unsre Behandlung der Schulerziehung hat sich ja in der Hauptsache mit den Fragen der Gymnasien, der mittleren Schulen, beschäftigt. Was freilich die deutsche Sprache betraf, galt wohl zweifellos auch für die niederen Schulen. Und was wir nun behandeln, als Abschluß dieses Teiles, bezieht sich auch auf alle Lehrer in ihrem Verhältnisse zu den Lernenden. Im Oktober 1724 hatte Gottsched behauptet, daß das Laster und die Sünde nicht in Mangel an göttlicher Begnadigung zur Tugend, sondern allein in der Beschränktheit und geringen Ausbildung des menschlichen Verstandes ihren Grund hätten, daß einzig und allein die Bildung, die vernunftgemäße Erziehung zu einer höheren Sittlichkeit führe.

In seiner Dissertation ruft er aus: Schafft gebildete, richtig denkende, sich und ihr Verhältnis zu den andren Weltbürgern überblickende Menschen — „und ihr werdet gute Menschen schaffen“. Das Ziel der Erziehung ist ihm Hebung der Sittlichkeit durch vernunftgemäße Erziehung. Und zwar soll in dem, was gelehrt wird, die Vernunft als Prüfstein gelten, aber auch die Art des Lehrens und

Erziehens soll der Vernunft entsprechen.[1]) In welcher Weise soll nun — praktisch angesehen — der Erzieher und Lehrer seine Aufgabe erledigen und wie soll er sich im besonderen zu den Versäumnissen und Verfehlungen des Kindes stellen?

Gottsched weist, wie ich oben erinnerte, einmal im „Biedermann" auf die Stoiker, Epikur und seine Jünger hin als Vorbilder dafür, daß die Menschen nicht bloß aus Furcht vor Strafe Gutes tun, sondern aus lauter Liebe zur Ehrbarkeit. Wie alles bei Gottsched auf ein freudiges Handeln hinausläuft, so soll auch dem Kinde in der Schule das Wissen und Lernen zum Gegenstand des Genusses, der Freude gemacht werden. Spielend soll es seine Wissensgüter erwerben, im Spielgarten.

In diesem Spielgarten können die Kinder „Tänze von allerlei Arten, ingleichen das Ball- und Kegelspiel, das Wettlaufen und Ringen" betreiben, welche „weit nützlicher zur Bewegung des Leibes sind, als alle übrigen Spiele, die im Sitzen verrichtet werden".[2]) Also die Lust zum Lernen wird erhalten und dadurch erhöht, daß die Zeit des Lernens durch Spiele unterbrochen wird. Mit Lust und Liebe aber kann der Zögling seine Aufgabe nur dann erfüllen, wenn von Seiten des Lehrenden der Stand der kindlichen Anlagen berücksichtigt wird, und dementsprechend totes, anschauungsloses Einpauken und andre Übelstände vermieden werden. Über das erstere äußert sich Gottsched in den „V. T.": „Das bloße Auswendiglernen schafft selten guten Nutzen, und es ist allemal besser, daß man den Kindern durch oftmaliges Erzählen, ja durch äußerliche Bilder" etwas beibringe, als daß man sie ganze Bücher auswendig lernen lasse, „die sie mit großer Mühe erlernen und in einigen Tagen wieder vergessen". Durch die Ausschließung einer Überspannung der Anforderungen wird Überbürdung gründlich unmöglich gemacht.

In einer Anmerkung zu Batteux sagt Gottsched: „Zum Eintritt in die Studien braucht man insgemein das, was Kinder davon abschrecken kann: abstrakte Regeln, trockne Lehrsätze und metaphysische Grundlehren. Sind das Spiele für Kinder?" Reichel fügt zu seiner Wiedergabe dieser Stelle[3]) hinzu: „Diese Schlußfrage enthält eine ganze Unterrichtsrevolution", wenn man bedenkt, daß in den Schulen

---

[1]) Siehe S. 27 ff.
[2]) Weltweisheit § 800.
[3]) „Dtsch. Schulmann" 1901.

der damaligen Zeit alles darauf angelegt zu sein schien, „den Studierenden fein lange aufzuhalten" — wie Gottsched in den „Beiträgen" 1735 klagt — „als demselben den nächsten Weg zum vorgesetzten Endzweck zu zeigen".

Demgegenüber fordert nun Gottsched, in der Hauptsache sich an Socrates, Plato und Comenius anschließend: Anschauungsunterricht mit selbstverständlicher Zugrundelegung der Muttersprache, kurze Anleitungen, richtige Erklärungen, sachliche Bildung, daneben Spiele und Leibesübungen (Turnen!!), Erweckung eines edlen Ehrgeizes und Übung in den freien Künsten.

Dieser Auffassung Gottscheds von der Unterrichtsmethode entspricht nun auch, daß Gottsched die körperlichen Strafen aus der seinem Ideal entsprechenden Schule möglichst verbannt wissen will. Gewiß wird der Lehrer in der Schule und — die Erziehung daheim geht ja neben der Schule her — die Eltern nicht ohne Strafen auskommen, denn es werden sicher dem Kinde Verfehlungen und Versäumnisse unterlaufen. Gottsched verbindet nun mit seiner Art des Strafens diesen praktischen Zweck: Erweckung des Ehrgefühls. Vor allem gilt, daß auch beim Strafen die Liebe die maßgebenden Gesichtspunkte darbieten soll. Auch ein strafender Vater liebt sein Kind.[1]) Übrigens spricht auch Gottsched davon, daß „die Rute" eine Wirkung der väterlichen Liebe sein muß. Also — auch er kennt die Wirksamkeit der körperlichen Strafe. Wird sie aber angewandt, so soll sie nicht derartig mißbraucht werden, wie es z. B. Xantippe mit ihrer Tochter tat, die sie wiederholt gräulich stäupte. Bei jener Frau war dieses Schlagen begründet in der ungleichen Liebe der Eltern zum Kinde; ein Kind ward dem andren vorgezogen aus blindem Eigensinn und nichtiger Ursachen wegen. Man kann nicht gerade sagen, daß bei Xantippes Strafverfahren die Liebe derjenige Faktor sei, der straft. Diese Rabenmutter hat es nun beim Stäupen allein nicht bewenden lassen. „Ich sehe" — heißt es in den „Tadlerinnen"[2]) — „daß Du ihr einige Fäden um die Hände wickelst, ein Licht ergreifst und dieselben anzündest." Dann schlägt Xantippe auch hierzu noch mit Ruten drein, wenn ihre Tochter die Hände nicht stille halten kann. „Ich sehe, wie blutrünstig dieselben täglich sind, und wie alle Fingerchen so dick aufgelaufen stehen." Dies alles angeblich deshalb, weil „das Aas nicht Spitzen genug

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 276. [2]) Ebenda S. 273.

kleppeln will"! Gottsched fragt im Anschluß an diese Ausführung: „Ist dir eine Elle von diesem phantastischen Gewebe *lieber* als dein Kind?"

Gottsched sieht das Ziel der Strafe in einem aufrichtigen *Geständnis*. „Man muß die Kinder zur Aufrichtigkeit und Verschwiegenheit angewöhnen und zu dem Ende das Lügen und Ausplaudern an ihnen sehr bestrafen, wenn sie nur *aufrichtig gestehen*, was sie oder andre getan haben." Freilich die Besserung des menschlichen Herzens ist „kein Werk, welches in einer Stunde geschehen kann". Es gehören tausend Vorbereitungen, tausend Umstände, viel Erkenntnis, Überzeugungen, Erfahrungen, Beispiele und Aufmunterungen dazu, ehe ein Lasterhafter seine Art fahren läßt; genug, daß man einen Samen nach dem andren ins Herz wirft, der zu seiner Zeit aufgeht und Frucht bringt.[1])

Wie nun Gottsched geneigt ist, in gewissen Fällen die *Strafen zu erlassen*, so setzt er an ihre Stelle andre Mittel, für gewöhnlich läßt er ein *Vermahnen* oder gar nur ein strenges Anblicken als ausreichend erscheinen. Dadurch, daß man die Strafnotwendigkeit so lange als möglich verhütet, wird dann die Strafe selbst an Wucht und Bedeutung für den Zögling gewinnen. Von seiner eigenen Erziehung weiß Gottsched in seinem Gedicht „An meinen Vater zu seinem Geburtstage"[2]) zu berichten:

„O wie lieblich wußtest du (Vater) bald mit *lockenden Geschenken*,
Mit *Versprechen*, *Scherz* und Lust meine Neigungen zu lenken.
Durch die väterliche Klugheit ward die Arbeit mir ein Spiel,
Denn sie machte, daß mir alles, was mir nützte, wohlgefiel.
Mit den Jahren wuchs mein Fleiß, und so ist mein Schülerorden,
Der viel tausend Knaben quält, mir zum Paradies geworden . . ."
„Aber dir, geehrter Vater, bleibt dennoch der erste Ruhm,
Alles, was ich bin und habe, nennet sich dein Eigentum.
Deine *weisheitsvolle Zucht* lenkte meine schwache Jugend,
Die sonst leichtlich wankt und fällt, auf die rechte Bahn der Tugend.
Ach wie nützlich war dein *Strafen* und dein *Warnen* meiner Brust,
Und wie oft entzog dein *Drohen* mich den Netzen böser Lust.
Oftmals schwieg dein kluger Mund, aber selbst dein *ernstes Schweigen*
Wußte *besser, als der Zwang*, meine Pflichten mir zu zeigen.
Blickte mich dein *strenges Auge* nur von einer Seite an,
Wußt' ich besser, was du wolltest, als es jemand glauben kann.

[1]) Akadem. Rede: „Die Schauspiele und besonders die Tragödien sind aus einer wohlbestellten Republik nicht zu verbannen", bei Reichel VI S. 254 ff.
[2]) Reichel V S. 7.

Deine Schärfe pflegte sich mit Gelindigkeit zu würzen.
Kinder, nach Tyrannenart, nur in Sklavenfurcht zu stürzen,
Ist dein Werk wohl nie gewesen. Huld und Sanftmut war das Band,
Dessen Zug ich mehr empfunden als die Strafe deiner Hand.
Jetzt erkenn' ich's allererst, was mir deine Zucht genützt,
Jetzo seh' ich, daß Vernunft all dein Wesen unterstützt.
Jetzt verehr' ich deine Tugend, welche mit Gelassenheit
Mehr gewirkt, als oft ein andrer mit Gewalt und Heftigkeit."

In einem andren Gedicht „Der Mensch"[1]) sagt Gottsched:

„Und hätte man mir nicht durch Härtigkeit und Glimpf
Durch Strafe, Lohn, Verweis, Ernst, Güte, Lob und Schimpf
Das Gute beigebracht, der Lüste Schwarm gestört —
Mein Gott, wie hätten sie sich nach der Zeit empört."

Aus diesen beiden Stellen sehen wir Gottscheds Forderungen über die Art und Weise, wie ein Kind, es zeige sich willig oder unwillig, auf seinem Erziehungsgange behandelt werden soll, noch einmal klar hervorleuchten; vor allem in seinem Vater sieht er sie verkörpert.

Mit Belohnungen verbindet er einen ganz praktischen Zweck. Er wünscht, man solle die Kinder — wenn man ihnen Geld als Belohnung für ihren Fleiß und Eifer, oder für gewisse Verrichtungen gegeben hat — mit diesem Gelde schon in früher Kindheit dessen Wert schätzen lehren, sie zu Sparsamkeit und zur Verwaltung desselben anhalten.

Gewiß ist das Wichtigste, daß die ganze Erziehung ihren Grund in der Liebe der Eltern zu den Kindern hat, daß also auch bei der Strafe selbst die Entziehung äußerlicher Liebesbezeugung den innern Affekt nicht ganz ersticken darf, sich Gelindigkeit mit der Strenge vermischt, und daß schließlich die verzeihende Liebe nichts nachträgt. Die Liebe kennt auch nur einen Zwang solange, als dadurch für das Kind das Beste erstrebt wird. Ganz anders ist es aber mit dem Zwang, der zum großen Teil im Ehrgeiz oder Standesgefühl der Eltern begründet ist. Wie oft kommt es vor, daß ein Kind, dem absolut die Begabung mangelt, durchaus dies und jenes lernen soll. Da vielfach die Lust dem Kinde fehlt, tritt von seiten der Eltern harter Zwang ein. Den Anhängern dieser törichten Methode ruft Gottsched in dem Gesang bei eines vornehmen Herrn Eheverbindung[2]) zu:

„Ihr Eltern, merkt euch das, man muß ein Kind nicht zwingen,
Ihr eigner Trieb geht vor und wird gewiß gelingen."

[1]) Reichel V S. 101 ff. [2]) Ebenda S. 222.

Ähnlich äußert sich Gottsched in seinem Schreiben an Friedrich August:[1]) „Wo man gezwungen geht, da bleibt man stets zurück."

Dem falschen Ehrgeiz der Eltern gegenüber, der die Erziehungsweise des Kindes nachteilig beeinflußt, ist zu betonen: „Das Vergöttern der Vorfahren ist nachteilig für die andren, insofern diese gleichsam in ihrer Niedrigkeit ersticken müssen." Vielmehr gilt es, die Kinder vom falschen Standesdünkel zu befreien und ihnen beizeiten einzuimpfen: „Nichts kann uns wahrhaft ehren, als was wir selber tun, und woraus unser eigner Verstand, unsre eigne Tugend sich zu Tage legt."[2])

Wir haben gesehen, daß Gottsched die Kinder erst einmal vor den Fehlern warnen will, sobald es nötig erscheint, schließlich nach dem Versehen die Warnung wiederholt; daß er Tadel in Wort und Blick, in mehr oder weniger scharfer Form wünscht, bevor es zur Strafe kommt. Wie das Warnen schon eine Pflicht der christlichen Nächstenliebe ist, so ist auch das eng damit verbundene Tadeln Christenpflicht — wenn gewiß beim Tadeln überhaupt einigermaßen vertrauter Umgang mit der betreffenden Person vorausgesetzt werden mag. „Wie können wir aber die Vollkommenheiten unsrer Brüder und Schwestern besser befördern, als wenn wir ihnen ihre Unvollkommenheiten zeigen, die sie noch an sich haben, und sie vor den Fehlern warnen, die ihnen hier und da noch ankleben."[3]) Aber eines mag den Zweck verfehlen, nämlich wenn man zum Tadeln Farben aufträgt, die nicht natürlich sind. „Wenn man jemand schlimmer vorstellt, als er ist, dann dient dieser Tadel auch nicht dazu, diejenigen, denen man seine Aufmerksamkeit zuwenden will, die Fehler erkennen zu lehren." Vor allem ist nötig, daß der Erzieher sich selbst im Zaume hält,[4]) nicht nur gute Regeln gibt, sondern auch selbst darnach handelt,[5]) und dann auch nicht wie der liebloſe Schadenfroh den Getadelten durch Gespött schadet. Beim Vorhalten der Fehler darf auch der Gesichtspunkt des Lohnes und der Strafe im Jenseits mitsprechen. Gottsched hat diesen Weg selbst eingeschlagen bei seinen Vorführungen der Szenen in der Unterwelt in den „Tadlerinnen", wo das Fazit aus den Taten und Versäumnissen auf Erden gezogen wird. Diejenigen, die sehr schlechte Bücher

[1]) Reichel V S. 231.
[2]) Gottsched-Halle 1902, S. 55.
[3]) Nach den „V. T."
[4]) „V. T." 2. Aufl., S. 18.
[5]) „V. T." 2. Aufl., S. 119.

gelesen haben, haben davon keinen Lohn im „Jenseits“, wer aber z. B. mit der Auferziehung der Kinder soviel zu tun gehabt hat, daß er an keine andre Arbeit denken konnte, der soll seiner Arbeit an den Kindern wegen belohnt werden. So warnt Gottsched durch diesen Hinweis auf das Gericht die Hurer und Komplimentierer usw.

Wenn wir hier zuletzt gewiß aus dem Rahmen der Schule etwas herausgefallen sind, so sind es immerhin Sätze, die auch behandelt sein wollen, und gewiß stehen auch sie in Beziehung mit der Kindererziehung daheim und in der Schule; denn auch den Kindern sollen die letzten Konsequenzen ihrer Handlungsweise klar gemacht werden, und auch ihnen wird sich die Gelegenheit bieten, ihre Geschwister oder Mitschüler tadeln zu müssen. Dabei werden sie erfahren, ob sie richtig oder schlecht getadelt haben, und sie bedürfen dann der Aufklärung für den Fall, daß diese nicht schon vorher eingesetzt hat. — —

Wir schließen nun diese Behandlung ab, gewiß auch hier hat sich uns Gottsched als ein Gelehrter bewiesen, dessen Worte wert sind, beachtet zu werden. Seine Anschauungen über die Behandlung der Kinderzucht, seine Worte über Strafe und Vermahnung sind durchaus zeitgemäß. Psychologisch werden Lob und Tadel, Belohnung und Strafe an die jeweiligen Verhältnisse angepaßt, richtig hat Gottsched die Gefahren der falschen Behandlung der Kinder gerade in diesem Punkte erkannt. Besonders wichtig ist auch, daß Gottsched dem Spiele eine Stelle im Erziehungswesen einräumt, auch hier sollen die Kinder behütet, Kräfte gebildet werden, Kräfte des Körpers und der Seele. Gottsched hat also Verständnis für die Pflege dieser besonders dem kindlichen Stadium anhaftenden Neigung. Hierin zeigt sich sein Fortschritt über Franckes Pädagogik, die von keinem eigentlichen Spielen wissen will. Darin aber, daß auch Gottsched die Spiele dem Ziele der Erziehung streng einordnet, beweist er, daß ihm — wie Comenius, Locke, Basedow mit ihrem Nützlichkeitsprinzip — ein tieferes Verständnis für den Eigenwert des kindlichen Stadiums, wie ihn Schleiermacher betont, noch mangelt. Aber dafür hat er Verständnis, daß alles, was die Kinder lernen müssen, ihnen — wie es schon Locke vor Gottsched betonte — spielend beigebracht werden müsse, im „Spielgarten“, nicht durch bloßes Auswendiglernenlassen, sondern durch oftmaliges Erzählen und selbst durch äußerliche Bilder, denn es gilt ja, die Kinder nicht mit trockenen Lehrsätzen, mit totem Wortkram, zu quälen. Eine oberflächliche

Kenntnis wird nur vermieden durch Anschaulichkeit, durch einen Unterricht, der sich nicht nur mit den harten Schalen befaßt, sondern auf den Inhalt Wert legt, und bei dem die Anschaulichkeit ihre Eindrücke in den Sitz der Seele dringen läßt. Mit noch größerer Entschiedenheit wendet sich erst Pestalozzi ab von den intellektualistischen Neigungen jener Zeit. Der Erklärung und Analyse gegenüber betont er das eigene Erleben; selbst erarbeiten, erfahren, erleben! Die Belehrung, die erst an zweiter Stelle in Frage kommt, hat nur Wert, wenn das Kind mit dem Gegenstande schon vertraut ist. Gewiß reicht Gottsched hier noch nicht an Pestalozzi heran, aber er geht ihm voran; den abstrakten Regeln, der bloßen Betrachtung entgegen, fordert er Übung, selbsttätiges Arbeiten. —

Was die Tätigkeit des Erziehers anbetrifft, so muß sie negativer und positiver Natur sein: sie muß a) die schädlichen Einflüsse abhalten, b) den Trieb anreizen und in gute Bahnen leiten, den dem Kinde eingeborenen Charakter zur Entfaltung bringen und, insofern er eingebildet wird, dieser Aufgabe in vernünftiger Weise obliegen. Auch hier ist Gottsched ein Vorläufer Pestalozzis; bei ihm hat die negative Erziehungsarbeit die Aufgabe, die Hindernisse der Entwicklung aus dem Wege zu räumen, die positive Arbeit ist die Erregung. Vorwiegend negativ ist die Erziehung bei Rousseau, das liegt in seinem Ziele der Erziehung begründet. Ihm entgegen gehört Gottsched mit Pestalozzi zusammen. Auch bei diesem steht das positive Moment im Vordergrund. Mag es bei Gottsched anders scheinen, so liegt dieses daran, daß er in seinen Moralschriften sich notwendigerweise mit den Mißständen beschäftigen muß, diese aber natürlich abgewehrt werden müssen, da sich hieraus für die dafür wie für alles andre höchst empfängliche Jugend üble Folgen ergeben, die sich erst später zeigen mögen, wenn die Saat aufgeht.

Die Betonung der Individualität ist mit der Forderung der vernunftgemäßen Entwicklung der Kindesseele gegeben.

Die Entwicklung muß vor allem unter vernünftigem Gesichtspunkte geschehen. Darin beruht die eigentliche Kunst, die Erziehung. Gottsched betont die Erziehung gemäß der Natur. Wie die Natur dies und jenes lehrt, so gilt es vor allem zu beachten, was, der Natur des Kindes entsprechend, das Beste ist. Ratichius und Comenius schon forderten alles nach Ordnung und Lauf der Natur, man darf aber ihren Abstand von Pestalozzi nicht verkennen. Am schärfsten erklingt die Forderung der Naturgemäßheit der Erziehung

und des Unterrichtes bei Rousseau. Pestalozzi schließlich behauptet, daß die Grundsätze der Erziehung in der Menschennatur begründet sind.

Gar schwer sei es, der menschlichen Natur ihre Beschaffenheit abzulauschen, sie recht erkennen und sonderlich begreifen. Es gehören tausend Vorbereitungen, tausend Umstände, viel Erkenntnis, Überzeugungen, Erfahrungen, Beispiele und Aufmunterungen zur erfolgreichen Erziehungsarbeit. Auch Pestalozzi geht vom Kinde selbst aus, vom Wesen der Menschennatur, und gründet seinen Unterricht auf Psychologie. Die spätere Zeit geht in diesen Bahnen weiter, ich erinnere an Herbart, Benecke, Lotze usw. Noch ein Punkt!

Man soll von den Kindern keine Leistungen fordern, ehe die Kräfte gebildet sind. Wie beim Hochschulstudium Gottsched erst die Schaffung der Grundlage in der Philosophie fordert, wie Köpfe, Zungen, Federn erst durch die Vorübungen zu den Leistungen geschickt gemacht werden sollen, und wie Wachsen am Geist nötig ist, ehe der „Künste Kern und Mark" durchdrungen werden kann, wie der rohe Verstand zu bearbeiten ist vor den Wissenschaften, so darf auch die erste Erziehung nicht Leistungen fordern, ehe die Kräfte gebildet sind. Das Denkvermögen soll in früher Kindheit geübt werden, wo wir Gutes und Böses noch nicht zu unterscheiden vermögen, damit die urteilende Kraft des Gemütes sich nicht etwa an falsche Schlüsse gewöhne, sondern gut vorbereitet werde. Gottsched ist nun nicht ganz konsequent mit seiner Forderung, vor den Wissenschaften seien die Kräfte zu bilden. Wir sehen jene Forderung durch eine andre eingeschränkt: Die Übung soll durch die Wissenschaften geschehen. Pestalozzi machte formale Übungen zum Teil an wertlosen Gegenständen. Wenn Gottsched diese letztere Forderung neben der ersteren erhebt, so nähert er sich der einzig richtigen Lösung dieser Frage, daß Entfaltung und Anwendung der Kräfte nicht getrennt werden darf.[1])

---

[1]) Man suche durch Ehrgeiz sein Ziel zu erreichen: „Man lasse die Kinder im Laufen, im Ballspielen, im Kegelspielen und in allen andren Spielen immer nur, um die bloße Ehre und um das Lob der Zuschauer zu erhalten, kämpfen, nicht aber um Geld und Näscherei, damit sie ehrliebend, nicht aber geizig oder wollüstig werden mögen." (Weltweisheit II § 729.) Damit nun aber aus eben diesem Satze nicht falsche Schlüsse gezogen werden, sei hier verwiesen auf den folgenden Paragraph: „Wie man aber die Kinder beizeiten zu einer tugendhaften Ehrliebe anzugewöhnen hat, so muß man sie

gleichwohl auch zur Bescheidenheit anführen. Zu dem Ende muß man sie lehren, daß sie die Ehre von andren nicht fordern, sondern sie erst verdienen und dann noch geduldig erwarten müssen. Man lehre sie auch, andre Leute höher schätzen als sich selbst, zumal alle, die älter sind als sie. Zu dem Ende mache man sie auf gute Eigenschaften andrer Leute aufmerksam, man rede in ihrer Gegenwart mit einiger Hochachtung davon; zeige ihnen auch wohl, daß sie selbst darnach streben müssen. Ja, man lehre sie aus Exempeln, daß auch Leute von schlechterem Stande manches an sich hätten, das sie nachahmen müßten, damit sie niemanden geringschätzen, sondern jeden nach seinem Verdienste hochachten lernen. Es müssen ihnen aber die Eltern in dem allen mit guten Exempeln vorgehen." — Über Rechenunterricht und Naturbeschreibung spricht Gottsched nicht im einzelnen, diese Unterrichtsfächer liegen aber in der praktischen Auffassung von der Schule mit als notwendig begründet. Vgl. S. 101: Geschichtsunterricht und S. 90: Turnen! — Siehe auch Reichel, „Gottscheds Stellung in der Geschichte des deutschen Unterrichts- und Erziehungswesens" in den „Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte", XIX. Jahrgang 1909.

IV. Abschnitt.

Die Hochschule.

18. Kapitel.

Die Stellung der Universität und der Studenten.

Daß die Schulen nicht nur Gelehrtenschulen sein sollten, sondern daß es auch für andre Berufe der Vorbereitung bedürfe, sahen wir oben, denn Gottsched wollte neben den Lateinschulen, zunächst im Rahmen dieser Anstalten, eine Art Realschule eingeführt wissen, die den modernen Bedürfnissen Rechenschaft tragen sollte. Die Schule soll dem Staat Bürger, nach ihren Fähigkeiten aus- oder wenigstens vorgebildete Männer erziehen, daher muß sie nicht nur mit der Universität in nähere Beziehung gebracht, sondern auch dem alten Sprachschlendrian entrückt und zu einer vor allem die Grundlage der Sachwissenschaften bietenden Bildungsanstalt im weitesten Sinne des Wortes umgestaltet werden. Deutschland hatte — wie Reichel[1]) ausführt — von seinen Schulen und Universitäten nicht viel Gewinn, wenigstens keinen, der in einem richtigen Verhältnis zu den von den einzelnen Regierungen gemachten Aufwendungen stand. Die Leistungsfähigkeit des Volkes ging zurück, da auf die Ausbildung der Sachkenntnisse kein Wert gelegt wurde. Gottsched hatte den Mut, das offen zu sagen: „Die mehrsten Schulen scheinen vornehmlich nur ... zur Unterweisung derjenigen eingerichtet zu sein, die von der Gelehrsamkeit besonders ihr Geschäft machen wollen."[2]) Die Betonung der lateinischen und griechischen Sprache diente ja diesem Zwecke. Das Unheil wurde nun dadurch noch größer gemacht, daß die Schulen nicht darauf eingingen, ihre Schüler in den Geist der alten Dichter und Philosophen einzuführen, sondern sich

[1]) Im „Dtsch. Schulmann".
[2]) „Neuer Büchersaal" 1745.

damit begnügten — ihnen eine „mittelmäßige Erkenntnis in den Sprachen" beizubringen und sie mit einem solchen „armseligen Vorrate von lateinischen und noch weniger griechischen Worten" zu entlassen, teils zum Leben, teils zum Studium. Gewiß war die Jugend längst des toten Wortkrams überdrüssig geworden. Die zum Leben Entlassenen brachten wenig, fast gar nichts zu ihren praktischen Berufen mit. Am meisten mußte nun hierbei Gottsched gegen das verderbliche Vorurteil kämpfen, als ob nur der Berufsgelehrte wirklich etwas zu lernen brauche, und als ob Beherrschung der zwei alten Sprachen gleichbedeutend sei mit Gelehrsamkeit.

Gottsched hatte demgegenüber seine Reformvorschläge zur Verbesserung des Unterrichtes aufgestellt. Wie er die Lateinschule selbst vom toten Wortwissen befreit und den Geist der Schüler in die Ideenwelt der Alten eingeführt sehen will, so sollen die, die sich nicht dem Gelehrtenberuf widmen wollen, für ihr Leben etwas aus der Schule mit fortnehmen, aus dem Realunterricht. Im „Deutschen Schulmann" sagt Reichel, Gottscheds laute Forderung nach einem ausreichenden Realienunterricht, zunächst zwar im Rahmen der gewöhnlichen Schule, blieb nicht unbeachtet: Basedow, Campe, Salzmann und nach ihnen Pestalozzi traten als Pädagogen vom Fach für das neue Ideal ein, dem von Fichte, ganz im Sinne Gottscheds die nationale Prägung gegeben wurde. Daß diese Männer mit bewußter Anknüpfung an Gottsched — wie Reichel anzunehmen scheint — ihre Ideen entwickelt haben, diese Anschauung wird sich wohl im vollen Maße nicht aufrecht erhalten lassen. Die Lateinschule, als eigentliche Gelehrtenschule, bildete nun in der Hauptsache zur Universität vor.

„Auf hohen Schulen ist der Sitz der Emsigkeit" sagt Gottsched im „Gesang auf ein ansehnliches Hochzeitsfest,"[1]) und vor allem die Leipziger Universität gilt ihm „als Zierde des edlen Deutschlands", als die „Säugamme", und Leipzig selbst als die „Residenz aller freien Künste und Wissenschaften".[2]) Ich möchte auch aus der Untersuchung,[3]) welches Volk „gelehrt" zu heißen berechtigt sei, den folgenden Satz anführen: „Deutschland und seine Bürger haben vorlängst gelehrt heißen können, zumal sie fast so manches Athen,

[1]) Reichel V S. 222.

[2]) „Lobrede auf die Erfind. d. Buchdruckerkunst."

[3]) Reichel VI S. 226 ff.: „Rede bei der feierl. poet. Krönung d. Frhrn. Otto v. Schönaich."

so manches Rom in ihrer Landschaft gehabt, als sie hohe Schulen gezählt haben." Die hohen Schulen sind also gewiß ein wichtiger Faktor im Leben eines Volkes.

Der zur Universität entlassene Schüler war alles andre, als genügend zum Studium vorbereitet. Man wird ja schließlich auch nicht zuviel erwarten, wenn man weiß, daß Studenten im jugendlichsten Alter zur Universität zugelassen wurden. Gottsched selbst, der seine besonders gründliche Ausbildung seinem Vater zu verdanken hatte, besuchte mit 14 Jahren die Königsberger Universität.[1]) Sein Vater hatte alle vier Söhne selbst unterrichtet und ohne Zuhilfenahme andrer Schulen bis zur Universität gebracht. Oft ging man so unvorbereitet dazu über, „die Gottesgelehrtheit, die Rechte und edlen Geheimnisse der Natur auf einmal zu ergründen".

Die zur Absolvierung des Studiums vorgeschriebene Frist ist das Triennium. Beklagenswert aber seien die, die sich an das Triennium klammern.[2]) „Auch die niederträchtigsten Künste können nicht in so kurzer Zeit erlernt werden", sagt er mit einem Hinweis auf die Schneider und Zimmerer. „So können die alleredelsten Künste nicht auf dem Postwagen erlernt werden." Man lernt nämlich nicht nur in dieser kurzen Zeit, sondern im ganzen Leben. Im Jahre 1728 äußert sich Gottsched dahin, daß das Triennium abgeschafft und verlängert werden soll, vor allem, weil er zur Beseitigung der Halbgelehrsamkeit und vielfachen Untauglichkeit der Studierten[2]) — wie wir bald sehen werden — fordert, daß die Weltweisheit alle Wissenschaften durchdringen soll, diese aber nicht durcheilt werden darf. Vielmehr soll man in ihren Gärten „spazieren gehen".

Wenn wir uns die Frage vorlegen, wer soll studieren?, so gilt vor allem, daß der Geldadel hierbei keine Rolle spielen soll. Gerade die Armut der Eltern ist kein Hindernis zum Studieren, vielmehr ein gewisser Vorteil, insofern als die Reichen gar zu leicht in Wollust leben und ihre Studien vernachlässigen, während hingegen von den Ärmeren Fleiß und Eifer zu erwarten sei.[2]) Aus den „Vermischten Reden" lesen wir im „Glückwunsch an Christian Masecow",[3]) daß er es „mit wenigen Hilfsmitteln" in der Gelehrsamkeit „weiter-

[1]) Waniek S. 8, Reicke S. 4.
[2]) „Akad. Rede z. Lobe d. Weltweisheit."
[3]) Rektor von Königsberg 1722. — S. Reichel VI S. 292.

gebracht" habe, „als viele andre, die bei ihren häufigen Glücksgütern auch häufig Gelegenheit, ihre Zeit zu mißbrauchen, in Händen haben". Interessant ist, was Gottsched in der Vorrede zur 5. Auflage seiner „Ausführlichen Redekunst" 1759 schreibt; er hat bemerkt, daß es unter den Studierenden üblich wird, sich statt seiner großen Redekunst den kleinen Grundriß, die Vorübungen, anzuschaffen. Er fragt: „Warum? Es war ihnen allmählich zu teuer geworden, seitdem die Armut der meisten Studierenden und so viel andre Ausgaben auf hohen Schulen ihnen ein Lesebuch, das über einen Taler kostet, zu sehr versalzen hatte."

Eine Illustration zum Studium eines Reichen bietet uns Gottsched in den „Tadlerinnen",[1]) in der Beschreibung des galant homme, dessen Beschäftigung in Genießen, Schmeicheln und Flirten besteht, der seine Zeit mit Cafésitzen, Billardspielen und Schlafen zubringt und nur cavalièrement studiert. Im Gegensatz zu dieser Mode des cavalièrement-Studierens fordert Gottsched regelmäßigen Fleiß. In einem Gesang auf ein Hochzeitsfest[2]) in Görlitz 1726 sagt er in bezug auf die hohen Schulen, den Sitz der Emsigkeit:

„Man hört die Lehrer stets ohn' allen Aufschub lesen,
Und wer ein einzig Mal nicht mit dabei gewesen,
Bedauert bald hernach Versäumnis, Geld und Zeit."

Bei der Prüfung, die der Herr Minister mit einem jener galants hommes anstellte, zeigten sich denn auch die Früchte jenes cavalièrement-Studiums, obwohl die Aufgaben nur darin bestanden, einen Brief zu schreiben in deutscher, französischer und lateinischer Sprache, ein Stück aus der Reichshistorie (Geschichtsunterricht!) zu erzählen „und letztlich eine verworrene Rechnung in Ordnung zu bringen" (Rechenunterricht!).

Bei Gelegenheit der Schulkomödien äußert sich Gottsched darüber, daß ein hölzernes Wesen usw. nicht gut zu einem studierten Mann passe. Diese theatralischen Übungen dienen unsres Erachtens „selbst den Lehrern und Vorgesetzten, ja auch den Eltern und Anverwandten der Schulknaben zu desto besserer Erkenntnis der Fähigkeiten und natürlichen Gaben. Ein Knabe, der ein schlechtes Gedächtnis, eine unangenehme Sprache, eine schwache Stimme und ein hölzernes Wesen in seinen Stellungen und Gebärden hat, sollte nach unsrer Meinung gar nicht zur Gelehrsamkeit oder wenigstens nicht zur

[1]) A. a. O. S. 80 ff. [2]) Schwabe, G.s Gedichte S. 338.

Theologie bestimmt werden. Nur diejenigen werden einmal beliebte und geschickte Prediger, gute Lehrer auf hohen und niedrigen Schulen und angenehme Hofleute werden, die ihre Rollen in den Schulkomödien mit besonderer Anmut und Lebhaftigkeit spielen können. Die andren sollte man von Rechtswegen zur Schreiberei, zur Kaufmannschaft oder zu andren nützlichen Künsten und Lebensarten bestimmen, wo sie besser als bei den Studien fortkommen werden". Die Studierten sind ja nicht die einzigen Stützen der Gesellschaft.[1]) „Wir wünschen also, daß diese Schulkomödien von allen geschickten Rektoren und Schulmännern zu einem Probierstein angewandt werden möchten" usw.[2]) — Daß nun auch die Vorbildung des jungen Studenten nicht in abstrakten Regeln, trockenen Lehrsätzen und metaphysischen Grundlehren[3]) aufgehe, ergibt sich als Konsequenz aus den obigen Gedanken über den Unterricht auf der Gelehrtenschule.

Die von Gottsched geführten praktischen Übungen wurden recht gut besucht, so gut, daß er eine neue Rednergesellschaft gründen konnte.

Was nun schließlich das äußere Verhalten der Studenten, ihr Betragen anlangt, so fordert Gottsched von ihnen anständiges Benehmen. In den „Tadlerinnen"[4]) heißt es, daß Unhöflichkeiten, Rücksichtslosigkeiten solche Fehler seien, „die sich am allerwenigsten für diejenigen schicken, welche auf Akademien nicht nur in Künsten und Wissenschaften, sondern auch in guten Sitten zunehmen sollten". Und in einem der späteren Stücke[5]) beklagt sich dort Kalliste über die „Hällische Freiheit" der Studenten. „Wo wird es endlich hingeraten, wenn die Hällische Freiheit, die unter den Studenten herrscht, auch bei unseren Mitschwestern Wurzeln schlagen wird?"

Die Freiheit der Universitäten bietet eine Gefahr für alle die, die nicht von Jugend auf gewöhnt sind, sich im Zaume zu halten und genau die Grenzen zu wahren. Wenn nicht die Erziehung dem Menschen das Gute beigebracht und der „Lüste Schwarm" gestört hätte,

„Wie mächtig würde nicht die Torheit worden sein,
Als Mut und Alter wuchs, und selbst der Freiheit Schein
Auf hohen Schulen mir der Eltern Aufsicht raubte
Und alles zugestand, was mir mein Herz erlaubte."

---

[1]) Vgl. „Neuer Büchersaal".
[2]) „Beiträge", Bd. 7, S. 572 ff.
[3]) Batteux, s. o.
[4]) „V. T." 2. Aufl., S. 141.
[5]) „V. T." 2. Aufl., S. 294.

Und heute? Die Eltern haben nicht viel Einfluß auf die studierenden „Herren Söhne", wenn ihre Autorität nicht schon früher so tiefe Wurzeln gefaßt hat, daß nun die Früchte in der Seele des erwachsenen Kindes reifen. Vielleicht spielt auch übertriebene Verbindungsliebe heute vielfach eine Rolle, man sieht den Söhnen manches nach, was nicht recht billig ist. Vielfach ist es doch heutzutage so, daß die ersten Semester darin aufgehen, sich von den Strapazen der Schule zu erholen und die Freiheit in vollen Zügen zu genießen.

Es wäre gewiß besser, wenn der offenkundige Gegensatz zwischen Zwang der Schule und Freiheit der Universität etwas mehr gemildert werden könnte, wenn den Oberklassen der vorbereitenden Anstalten auch in wissenschaftlicher Hinsicht mehr Freiheit gewährt werden könnte. Die seit einigen Jahren an einzelnen sächsischen Gymnasien eingeführte Trennung der Prima in eine mathematische und in eine sprachliche Abteilung darf man wohl unter die Bestrebungen rechnen, auch den Gymnasiasten mehr Freiheit zur Betätigung ihrer Interessen zu gewähren. Es ist ganz natürlich, daß das Streben nach Freiheit im Schüler mit dem Alter immer mehr zunehmen muß, und ist er dann endlich dem Zwange der Schule entronnen, so stürmt er hinaus, um sich auszutoben, ohne befürchten zu müssen, „geklappt" zu werden. Die Institution der Schülervereine scheint mir nicht immer das richtige Mittel dazu zu sein, den älteren Schülern größere Bewegungsfreiheit zu lassen. — —

Die Wissenschaft kommt dann auf der Hochschule schlecht weg, und es gibt doch auch heute — wenn auch sich manches geändert hat — noch viele, denen Gottsched die Zeilen seines Geburtstagsgedichts auf Herrn Joh. Friedrich Mayen nicht widmen könnte:[1])

„So saßt du bei den Büchern dein
Und ließest sie dir lieber sein,
Als alles, was ein wilder Geist
Studentenmäßig leben heißt."

---

19. Kapitel.

Das Studium der deutschen Sprache.

Wir haben uns nun speziell mit einigen Wissenschaftsgebieten zu beschäftigen, für die von Gottsched auf der Universität höheres Ansehen gefordert, z. T. auch erst Platz geschafft wird.

[1]) Reichel V S. 172.

Eine „vollkommene hohe Schule, welche billig eine Schatzkammer der ganzen Gelehrsamkeit, eine wahre Zierde des Vaterlandes sein soll", muß „alle Arten der Wissenschaften in ihrem Schoße" hegen und pflegen — heißt es in der „Aufmunterungsrede an die Gesellschaft der freien Künste".[1]) — „Man hat auch eingesehen, daß auch eine Art der Erkenntnis der andren die Hand beut, indem sie ihr entweder gewisse Vorteile verschafft oder ihr doch anmutige Zierraten erteilt, ohne welche sie sehr nüchtern und rauh sein würden."

Leipzig sei darin ein Muster für die andren Universitäten. Eine Beschränkung auf die griechische und lateinische Sprache ist abzulehnen. Die Fächer, die Gottsched in den Schulunterricht einführen will, müssen natürlich auch an der Universität Eingang finden, — gefunden haben, denn hier werden ja die Lehrer ausgebildet. Die Bestrebungen, die Gottsched als Senior der deutschen Gesellschaft begann, sollten in der Gesellschaft der freien Künste zum Abschluß gebracht werden. Als Muster dienten ihm[2]) die Académie des Inscriptions in Paris und die arkadische Akademie in Rom; die Aufgabe war für ihn — wie in Paris diejenige der Académie — die Hebung der schönen Wissenschaften durch Verbesserung der Sprachen. Zu diesem Zwecke gilt es, zu forschen auf dem Gebiete des antiken, des deutschen Sprachgebietes, der Literatur, der Geschichte, der bildenden Künste und Altertümer; den Fragen der deutschen Kultur wurde dabei von Gottsched der Vorzug eingeräumt. So sind wir auch hier wieder zur Betonung des Deutschen gelangt.

Es ist zu dem oben[3]) Gesagten doch noch manches hinzuzufügen, zu den Leistungen des „großen Stilisten", des „mächtigsten Förderers der deutschen Prosa", des „Schöpfers der germanistischen Wissenschaft" — wie ihn Reichel in einem seiner Vorträge[4]) benennt —, der „die Tore der Wissenschaft dem bildungsdurstigen Volke geöffnet" habe durch die Betonung der Muttersprache. — Seine großen Ziele führten Gottsched zu seiner schöpferischen Tätigkeit für die germanische Philologie.[5])

Die Interessen, die vor Gottsched die Gelehrten zur älteren deutschen Literatur hintrieben, kann man scheiden in theologische, antiquarisch-historische, juristische und grammatische Interessen.

[1]) Siehe o. S. 82, Anm. 4. [2]) Waniek.
[3]) Siehe 12. Kapitel.
[4]) Vortrag: „Gottsched, ein Kämpfer für Aufklärung u. Volksbildung".
[5]) Kritische Dichtkunst, Kap. I, Kritische Beiträge.

Gottsched, der von Wulfila bis zu seinem vielgepriesenen Opitz eine aufsteigende Linie sieht, ist ebenfalls grammatisch orientiert. Wenn also auch nach dieser Seite kein besonderer Fortschritt in Gottscheds Tätigkeit gesehen werden kann, so wendet er sich mit Entschiedenheit der Betrachtung altdeutscher Gegenstände zu, die er in deutscher Sprache abhandelt. Er fordert auch nicht ohne Erfolg auf, den alten Manuskripten nachzuspüren und sie zu veröffentlichen. Dieses ist die besondere Stellung Gottscheds innerhalb der germanischen Philologie: er hat die altdeutschen Studien aus der Stube der Gelehrten hervorgezogen zur Kenntnis eines jeden, der an der großen Literaturbewegung teilnahm, und in zweiter Linie hat er Bodmer zu seiner umfänglichen Publikation mittelhochdeutscher Denkmäler die erste Anregung gegeben.[1])

Danzels[2]) Urteil geht dahin, daß dem Verfahren Gottscheds, wie es im ersten Bande der „kritischen Beiträge" 1732 begann und sich fast ausnahmslos durch die Hefte des „Neuen Büchersaals" und des „Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit" hinzieht, nicht nur ein bloßes dilettantisches und sporadisches Interesse zugrunde lag, sondern „ein das ganze Feld umfassender Plan". Gottsched hatte den Plan gefaßt, eine Geschichte der deutschen Sprache in ihrer Gesamtheit zu geben und hatte dieses in der Vorrede zu seiner Grammatik besprochen.

Waniek[3]) meint, daß Gottsched in der Kenntnis der altdeutschen Denkmäler in den dreißiger Jahren, selbst noch Schüler, hauptsächlich darauf bedacht war, Material zu sammeln für eine Geschichte der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit. „Nur spärlich sind diejenigen Aufzeichnungen vertreten, die in irgend einer Weise die Wissenschaft unmittelbar bereichern", wie die „Nachricht von einer alten deutschen Übersetzung der Geschichte von Baarlam und Josaphat",[4]) jenes an die Orgelpfeifen angeklebte Manuskript, abgedruckt in den „Beiträgen".

Wichtig ist, daß Gottsched das Volk interessierte, daß er zum Nachspüren aufforderte, um durch Funde die Wissenschaft zu bereichern. Insofern hat schließlich Gottsched doch die germanische Philologie, die germanistische Wissenschaft gefördert.

---

[1]) Siehe Wolff, Danzel, Waniek, Crüger in „Deutsche Nationalliteratur".
[2]) S. 247. [3]) S. 264.
[4]) „Beiträge" VII S. 466 ff., 657 ff.

Seinen Bestrebungen, die deutsche Sprache zu heben, entsprechen nun seine mannigfaltigen Schriften, Sprachlehren, Wörterbücher, Übersetzungen, für deren Bearbeitung er besondere Regeln[1]) gibt, seine Zeitschriften, Briefe, Schulbücher. Seine Tätigkeit auf diesem Gebiete ist fast unermüdlich. Als 1744, nach zwölfjährigem Bestehen, seine Zeitschrift: die „kritischen Beiträge", einging, eröffnete er im nächsten Jahre den „Neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste", und seit 1751 erschien zugleich mit diesem „das Neuste aus der anmutigen Gelehrsamkeit". Das Werk, auf das wir hier bei der Betrachtung der Stellung Gottscheds zum Studium noch besonders eingehen wollen, ist seine deutsche Grammatik.

In seiner Grammatik untersucht Gottsched nicht, wie die deutsche Sprache vor Jahrhunderten gewesen ist,[2]) belauscht nicht ihr geheimnisvolles Werden und Wachsen, Zunehmen und Sinken, er ist durchaus der praktische Mann der Gegenwart, sein Augenmerk ist auf die lebende Sprache gerichtet, deren allgemeinen Gebrauch er durchsetzen will; er geht auf ältere Sprachen nur dann ein, wenn er den Kontrast zwischen dieser und jener beleuchten will. Das Meißnisch-Obersächsische soll die unbedingte Herrschaft über die anderen Dialekte führen, — womit freilich Bodmer nicht einverstanden ist, der schließlich in einem ganz extremen Lokalpatriotismus endigt.

Gottsched behandelt in seiner Grammatik erst die Orthographie, dann die „Wortschätzung" (Bildung, Geschlecht, Deklination usw., wobei er Vokativ und Ablativ mit ins Deutsche übernimmt), die syntaktischen Regeln und Metrik. Es ist anzuführen, daß Gottscheds Grammatik die noch ganz vom Dialekt beherrschten Gegenden längs des Rheines und der Donau zum großen Teil für die deutsche Schriftsprache erobert hat.

Gottscheds Grammatik ist selbst stark genug gewesen, dem Widerstand der Jesuiten zu trotzen, so daß 1750 am Theodosianum in Wien eine Professur für deutsche Sprache errichtet wurde.[2]) — Es ist hier nicht meine Aufgabe, Fragen zu untersuchen, die ins Gebiet der Literaturgeschichte allzuweit abführen. Erwähnen will ich jedoch, daß die Grundgedanken dieses Werkes, seiner Grammatik, bereits veraltet waren, als das Buch erschien. Gottsched blieb hier auf seinem einmal eingeschlagenen Wege, auch als die Schweizer über

[1]) „Beiträge" IV S. 529, 169; II, 293 ff. „Büchersaal" IV S. 442.
[2]) Siehe Krüger.

ihn hinausgingen. Er ging nicht darauf ein, die Aufnahme neuer dialektischer Worte in die Schriftsprache zuzulassen.

Schließlich hat Gottsched eine Sprachbereicherung nicht in pedantischer Weise völlig ausgeschlossen. Dem Poeten gesteht er das Recht zu, mit Maß und Verstand ein „geschicktes Wort" aus dem Staube der Vergessenheit hervorzuziehen, ja selbst neue Worte zu bilden.[1]) Danzel bricht eine Lanze für Gottscheds „Pedanterie": sie sei solange nötig gewesen, bis die Sache sich so festgesetzt hatte, daß das Anderweitige als auf jener Grundlage wurzelnd und nicht mehr als neben ihr aufsteigend betrachtet werden konnte. Selbst daß er die Meißnische Hofsprache zur Schriftsprache zu machen gesucht, zeuge nicht nur von einem richtigen historischen Blick, da ja die Bibelübersetzung in Sachsen entsprungen war, und da das Schlesische, welches durch die Dichter der nächstvorhergehenden Zeit verbreitet war, mit dem Meißnischen dem Ursprunge nach dasselbe ist, — sondern ist ihm auch insofern nicht als Vorwurf anzurechnen, „als er selbst von Geburt weder ein Sachse noch ein Schlesier war und also hier nicht aus Gewohnheit und Bequemlichkeit, sondern nur aus Überzeugung gehandelt haben kann."

Die ersten, die ihre Studien in der Weise trieben, wie Gottsched es wünschte, waren nun sicher die Mitglieder der deutschen Gesellschaften. Das beste Bild erhalten wir von ihnen, wenn wir das Verhältnis der Königsberger deutschen Gesellschaft zu ihrem Meister in Leipzig verfolgen, wie es bei Krause leicht zu ersehen ist.

Die deutschen Gesellschaften, die in mehreren deutschen Städten existierten, bildeten eine feste Stütze für Gottsched; in ihnen wurde die Liebe zur Muttersprache großgezogen, grammatische Studien getrieben und die Lehren der Rhetorik und Poetik geübt und selbst die ersten schriftstellerischen Versuche gemacht. Nach Krauses Urteil lag viel Schülerhaftes in diesem Treiben der Vereine, — aber sie haben geholfen, den Boden vorzubereiten, auf dem sich dann die wundervolle Blüte unsrer zweiten klassischen Periode entfalten konnte. Solche deutsche Gesellschaften gab es zu Gottscheds Zeit in Leipzig, Jena, Greifswald, Göttingen, Königsberg, Helmstädt, Duisburg.

Die bedeutendste Rolle spielte Leipzig, sein Verein diente den andren als Vorbild. In den Statuten wird gefordert, daß sich die Mitglieder nicht nur der Wissenschaften, sondern auch der guten

[1]) „Versuch einer kritischen Dichtkunst."

Sitten befleißigen sollen. Die Schreibart wird, nach den Königsberger Statuten, betrachtet: 1. in Ansehung des Ausdrucks, ob er das deutlich sagt, was er sagen soll, 2. in Ansehung der Reinlichkeit der Sprache, damit kein Provinzialwort, kein pöbelmäßiger oder gemeiner Ausdruck, ja kein fremdes Wort ohne Not gebraucht werde, 3. in Ansehung des numeri (oratorii, das ist des Wohlklanges), 4. in Ansehung der Rechtschreibung: hier muß Censor bei den bisher ausgearbeiteten Reden alles nach den orthographischen Regeln verbessern, bei den künftigen Reden aber wird Autor für einen jeden groben Fehler gegen unsre orthographischen Regeln mit Geldstrafe belegt, „davon eine Privatkasse zum Rahmen des Königlichen Bildes gesammelt werden könne!" Ich will hier gleich aus der Rhetorik die Regeln über den „Wohlstand" vorausnehmen.

Der äußerliche Wohlstand verbietet: Ablesen der Rede, erlaubt ist ein dreimaliges Nachsehen, an Redezeit wird die Zeit zwischen einer Viertel- und einer halben Stunde gewährt. Es ist darauf zu achten, daß zwischen Ablesen und Auswendigsagen kein merklicher Unterschied sei, daß im Konzept leserlich geschrieben werde, daß man sich memoriam localem mache; ferner soll man „mit Hut und Handschuh" reden und im Lesen nicht stottern.[1])

Die schriftstellerischen Leistungen sind unsrem Geschmack zuwider, die zu Papier gebrachten Gedanken sind oft trivial und weit hergeholt. Vor allem werden uns die panegyrischen Arbeiten mißfallen. Sie entsprechen gewiß dem Geiste jener Zeit und der Stellung der Gelehrten und Dichter. Aber schon damals gab es Leute, denen diese Lobhudelei nicht nach Geschmack war. Der literarische Vertraute Friedrichs II., Geheimrat von Bielefeld, schrieb am 2. November 1754 an die Königsberger Gesellschaft: „Jedoch werden meines Erachtens auch diese gerechtesten Lobeserhebungen in den folgenden Teilen nicht gar zu oft wiederholt werden müssen, weil die Menschen auch von den allerherrlichsten Dingen selten mehr als zwei- oder dreimal reden hören, und überhaupt die Lobreden leicht ekelhaft werden."

Gottsched stand mit jener Königsberger Gesellschaft fast ununterbrochen in Verkehr, mit Flottwell unterhielt er einen regen Briefwechsel. Gottsched selbst führte sein Weg nach Königsberg. Man darf

[1]) Siehe „Rechte u. Gesetze der 1741 gestift., 1743 von Sr. Kgl. Majestät bestätigten Kgl. Deutsch. Ges. zu Königsberg i. Pr."

wohl annehmen, daß sich aus dem Leben und Treiben der Königsberger Gesellschaft Gottscheds Ideal von der Pflege des deutschen Studiums herauslesen läßt. Wir dürfen, glaube ich, dem Vielgeschmähten doch etwas Dank zollen. Er mag gewiß Züge an sich gehabt haben, die geeignet sind, sein Bild zu verzerren, aber zweifellos hat er doch nennenswerte Verdienste um die Hebung der deutschen Sprache. „Sie haben alle von ihm gelernt",[1]) selbst Lessing! Gottsched und seine deutsche Gesellschaft wirken um die Mitte der dreißiger Jahre, seine nationale Kulturbewegung fand viel Opposition. Seine Massenproduktion, wie sie auch in den deutschen Gesellschaften sich fortpflanzte, mußte Anstoß zur Bekämpfung geben. Die gelehrten Interessen wurden hinausgetragen in alle Kreise der Gesellschaft.

Viel gesucht war Gottsched persönlich zur Entscheidung von Fragen orthographischer und grammatischer Art; Geistliche, Schauspieler u. a. wandten sich an ihn, und für alle hatte er bei seiner vielen Arbeit Zeit zum Antworten übrig.

Aus seinen deutschen Gesellschaften leuchtet wieder hervor: die Betonung des Praktischen, der praktischen Übungen. Der Zensor korrigiert usw. — Eng verbunden mit der Pflege des deutschen Studiums war die der Rhetorik und Poetik.

---

20. Kapitel.

Das Studium der Rhetorik.

Zur speziellen Pflege der Beredsamkeit standen in Leipzig unter Gottscheds Leitung zwei Rednergesellschaften, die sogenannte „nachmittägliche" und die „vormittägliche".[2]) Von guter Schreibart und vom äußeren Wohlstande beim Reden belehrten uns die Satzungen der Königsberger Deutschen Gesellschaft. (S. 108.)

Über seine eignen Meister in der Beredsamkeit erklärt Gottsched in der „Vorrede an den Leser", geschrieben in der Leipziger Michaelis-Messe 1728 zum „Grundriß zu einer vernunftgemäßen Redekunst

[1]) Siehe Krause.

[2]) S. Vorrede bei Hille, „Neue Proben der Beredsamkeit, welche in einer Gesellschaft guter Freunde unter der Aufsicht S. Hochedl. des Herrn Prof. Gottscheds abgelegt wurden." Leipz. 1749. — S. „Beiträge" VIII, Stück 31, S. 549; „Büchersaal" II, Stück 6, S. 569.

mehrenteils nach Anleitung der alten Griechen und Römer entworfen und zum Gebrauch seiner Zuhörer (!) ans Licht gestellt": „Ganz philosophisch, oder welches mir gleich dünket, vernunftmäßig" seien die Ideen der großen Meister der Alten von der Beredsamkeit gewesen, darum folge er ihnen. „Die wahre Beredsamkeit ist gleichsam ein Zusammenfluß aller ernsthaften und anmutigen Wissenschaften, ja der höchste Gipfel der Gelehrsamkeit."

Seine „Ausführliche Redekunst" enthält zwei Hauptteile, einen allgemeinen über Redner und Rede und einen besonderen mit Exempeln über Übersetzungen, Nachahmungen, Lobreden, Trauerreden usw. S. 591 ff werden hier behandelt: Die öffentlichen Reden der Lehrer auf hohen und niedrigen Schulen, und im 6. Kapitel: Die Reden der Studierenden auf Schulen und Universitäten. In seiner historischen Einleitung zu dieser „Ausführlichen Redekunst" behandelt er zunächst Ursprung und Wachstum der Beredsamkeit bei den Alten, dann die Schicksale der Beredsamkeit in Deutschland bis auf das Jahr 1720. Er selbst beklagt sich, daß er als Student in Königsberg von der Beredsamkeit keinen rechten Begriff bekommen habe, selbst von den dortigen Professoren habe ihn keiner auf die Alten verwiesen, bis er erst in Leipzig auf diese aufmerksam geworden sei.

Gottsched empfiehlt zur Übung und Einführung in die Beredsamkeit außer seiner „Ausführlichen Redekunst" Schulzens „Muster der Beredsamkeit" und „die Beobachtungen vom rechten Gebrauch und Mißbrauche deutscher Redensarten" — so wird man „Hilfsmittel genug haben, sich eine ziemliche Stärke in der Beredsamkeit zu erwerben".[1])

Über eine wichtige Voraussetzung des Studiums der Rhetorik äußert sich Gottsched in seiner Vorrede zur 2. Auflage seiner „Redekunst". Hier sagt er: „Künftig werde ich, wie bisher, alle halben Jahre über den ersten Teil dieses Buches[2]) ordentliche Lektionen halten. Ob nun gleich dieselben einem jeden offen stehen werden, der sich ihrer bedienen will, so wünschte ich es doch zum eignen Besten meiner Zuhörer, daß sie nicht gleich im ersten Jahre ihres akademischen Lebens dieselben besuchen möchten." Denn mit einem leeren Kopfe kann man kein tüchtiger Schüler der Redekunst werden.

---

[1]) Vorrede zur „Redekunst", 5. Aufl.

[2]) Also: allgemeinen Teil der Redekunst.

„Wenn man sich also erst die philosophischen Wissenschaften bekannt gemacht und dadurch den Kopf aufgeräumet, sich auch sonst durch seinen Fleiß im Bücherlesen einen guten Vorrat nützlicher und wohl zusammenhängender Wahrheiten gesammelt hat, alsdann ist es allererst Zeit, die Kunst zu lernen, wie man dieselben recht vortragen und wiederum an den Mann bringen kann."

Dann verweist Gottsched auf die Nützlichkeit der praktischen Übungen, vor allem in seinen Gesellschaften. Wichtig ist, zu bemerken, daß man „sich neulich auch die Regel gemacht, niemanden zum Mitgliede dieser Übungsstunden aufzunehmen", der nicht erst vorher die theoretischen Lektionen gehört habe — also das Verhältnis zwischen heutigen Seminaren und Vorlesungen! SS. 102, 109!

Gottsched nimmt sich nun auch der Kanzelrede an. In seiner „Redekunst" hatte er der geistlichen Redekunst nicht gerade das freundlichste Gesicht gezeigt. Seine neue Auflage mußte er dem philosophischen und (!) theologischen Dekan vorlegen, deshalb sind jene Stellen weggeblieben. Aus dem Briefwechsel mit Manteuffel[1]) geht hervor, daß Manteuffel Gottsched ein Anerbieten gemacht hatte, die früheren, also weggelassenen Stellen abgesondert drucken zu lassen; es geht dieses aber auch daraus hervor, daß die unter Reinbecks Namen bekannte Homiletik[2]) von Gottsched herrührt. Gewiß ist Gottscheds Vorgehen gegen die Art der Kanzelrede seiner Zeit, die Reichel in seiner Gottschedbiographie als „homiletischen Schlendrian" bezeichnet, nicht ohne Erfolg geblieben. Man darf zugeben, daß das Schwinden jenes „Schlendrians" und der moderne Charakter der Kanzelreden, nicht nur auf protestantischem, sondern auch auf katholischem Gebiete auf Gottscheds Wirksamkeit zurückzuführen ist.

Zscharnack erwähnt die Bedeutung Gottscheds für die Gestaltung der Kanzelrede in seinem Artikel über diesen in „Die Religion in Geschichte und Gegenwart", Band 2. Es heißt dort, Gottsched habe „die übliche Leipziger Predigtmethode und die trockenen philosophisch-demonstrierenden Predigten der Wolffschen Geistlichen bekämpft und außer seiner allgemeinen „Ausführlichen Redekunst" auch den speziell den Theologen geltenden, unter Reinbecks Namen gehenden „Grundriß der Lehrart, ordentlich und erbaulich zu predigen" (1740) heraus-

[1]) Gottscheds Brief vom 6. Mai 1739.

[2]) „Grundriß einer Lehrart, ordentlich und erbaulich zu predigen nach dem Inhalt der Kgl. Preuß. Kabinettsordre usw." Berlin 1740.

gegeben, nachdem er schon die eine tiefere Bildung der Theologen fordernde Kabinettsordre vom 7. März 1739 mit veranlaßt hatte. Nicht weniger haben seine Theorien auf die Kirchenliederdichtung der Zeit eingewirkt."

Über das Wie? der geforderten Predigtweise wollen wir zum Schluß noch ein Stück aus dem Gedicht an Herrn Romanus Teller hören:[1])

„Ist's möglich, daß man den beredsam nennt,
Der nicht das ABC der Homiletik kennt?
Nein, nein; Chrysostomus ist überall zu schlecht,
Macht keinen Eingang hübsch, formiert kein Thema recht,
Teilt solches niemals ab, kann nicht exegesieren,
Weiß nicht der Silben Kraft im Grundtext nachzuspüren,
Zitiert die Sprüche nicht und plaudert ungefähr
Nur lauter Menschenwitz und eigne Worte her,
Gebraucht anstatt der Schrift die Redekunst der Heiden
Und pflegt das Christentum ganz weltlich einzukleiden.
Ist das ein Homilet? Unmöglich werter Freund . . .
Noch mehr! Lutherus selbst, der treue Gottesmann,
Verdient den Lobspruch nicht, daß er die Lehrart kann . . .
Er wird den bunten Kram der Kunstmethoden stören
Und die Beredsamkeit der alten Väter lehren,
Die ungezwungen fließt und voller Geist und Kraft
Verstand und Willen lenkt und tausend Nutzen schafft.
Wie glücklich sind nicht die, die schon von dir gelernt,
Wie löblich sich der Mund vom Schlendrian entfernt,
Der alles überschwemmt!" — —

---

21. Kapitel.

Das Studium der Poetik.

Für die Poetik im allgemeinen, und für die Schauspieldichtung im besonderen erfahren wir bei Gottsched mancherlei Wichtiges. Er tadelt den schlechten Geschmack, wie er sich offenbart in Vorliebe zu Harlekinen und zotigen Reden auf der Bühne, zu „unsinnigem spanischen Zeug",[2]) wie in den läppischen Gedichten verliebter Personen, die sich kein Bedenken daraus machen, unsre Sprache zu verstümmeln.[3])

---

[1]) Reichel V S. 60.
[2]) „V. T." 2. Aufl., S. 387.
[3]) Ebenda S. 439.

Besonders läppisch sei das Kunststück, durch die Anfangsbuchstaben und Endbuchstaben einen Namen darstellen zu lassen. „Steckt auch wohl — ruft Gottsched aus — der allergeringste Verstand" in solchem Zwange?[1]) Nun fühlen sich ja vielfach gerade die zum Dichten bewogen, denen dazu das Talent und vor allem auch das notwendige Element der Einbildungskraft fehlt: die Anschauung, die für Gottsched als die Voraussetzung für das Zustandekommen eines poetischen Werkes gilt. Eine Form kann diesem Element nur durch Bearbeitung von seiten des Verstandes mitgeteilt werden.[2]) Aus der Vernunft selbst sollen sich die Regeln der Dichtkunst ergeben.[3]) Jene Stümper hingegen

„quälen sich fast tot, um aufgeweckt zu sein.
Wem fiele von sich selbst ein lustig Scherzwort ein?
So schmutzig führen sie die neuen Musen auf,
Sie sammeln Kot und Schlamm, und bauen Schlösser drauf.
Drum kann ein edler Geist das stankerfüllte Wesen,
Das nach dem Schreiber riecht, unmöglich überlesen.
Die Zoten fließen oft in ganzen Strömen zu."

Dies kommt daher,

„Weil Gänseschnäbel sich aus Unverstand nicht scheuen,
Den Reim, das Heiligtum der Musen, zu entweihen."[4])

Diesen Mißständen und Unsitten gegenüber fordert Gottsched zunächst, mit den hohen Gedanken sparsam zu sein.[5]) Sie seien gut, wenn sie bei hohen Sachen gebraucht werden, aber unnötig, ja läppisch, wenn man von niedrigen und gemeinen Dingen prächtig und wunderwürdig reden will. Der größte Meister,[6]) das beste Muster für den Poeten ist die Natur: „Wie diese ihm Menschen, Handlungen, Leidenschaften und Begebenheiten vor Augen stellt, so und nicht anders muß er sie abschildern."[7]) In seinen „Tadlerinnen"[5]) fordert er, das Unnatürliche zu vermeiden und schlägt vor, erst Günthers poetische Sachen zu lesen, dann Opitz, Gryphius, Canitz usw. Das Ideal der Dichtkunst sieht ja Gottsched in Opitz verkörpert. „Verweise doch künftig — sagt er in der „Lob- und Gedächtnisrede auf Martin Opitz" — deine lehrbegierige Jugend

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 435. [2]) Siehe Danzel.
[3]) Gottscheds krit. Dichtkunst — eine Vervollständigung der Wolffschen Philosophie.
[4]) Gedicht: „Die Reimsucht", bei Reichel V S. 95 f.
[5]) „V. T." 2. Aufl., S. 101 ff. [6]) Reichel VI S. 274.
[7]) 9. Akadem. Rede: „Die Schauspiele ..." S. Anmkg. 1 auf S. 117.

fleißiger, als du bisher getan, auf den Vater deiner Poesie. Lehre sie denjenigen Geist bewundern und nachahmen, der so scharfsinnig als weise, so angenehm als tugendhaft, so fruchtbar als edel gewesen ist; und setze es künftig zu deiner Grundregel, daß nur derjenige von deinen Dichtern das größte Lob verdiene, der dem gesunden, dem reinen, dem natürlich schönen Witze des großen Opitz am ähnlichsten geworden ist." Der Jugend sollen Opitz's Schriften zur Lektüre gegeben werden, wie einst Homers Schriften die jungen Griechen lasen. „Welch einen Abriß der Tugend würden sie nicht in ihr wächsernes Herz drücken?" — Vom Anfänger fordert Gottsched großen Fleiß. „Muß nicht auch der erste Kriegsheld einmal das erste Treffen gewagt haben?" fragt er weiter. „Auch Virgil hat von Hirtengedichten angefangen, ehe er Kräfte genug fühlte, den Feldbau und die Stiftung des römischen Reiches durch Äneas zu besingen." [1])

Die wachsenden Jahre und ein anhaltender Fleiß wird die Kräfte der Anfänger mehren, die Übung und Nachahmung großer Muster werden ihren Schwingen zur Stärkung und ihrem Eifer zur Aufmunterung dienen. Vor allem aber soll der Dichter trotz des Nachahmens nicht stehlen, und sei es auch nur eine Zeile; es geht ihm am Ende doch so, wie es dem jungen Gottsched erging, als ihm Hofrat Pietsch den Diebstahl einer Zeile aus Neukirch nachwies. [2])

Gottsched war sich selbst lange Zeit unklar über das, was richtig sei; er sagt, [3]) er müsse sich ein großes Register machen, wenn er „alle die größeren und kleineren Werke anzeigen wollte, die ich in der Zeit (als er sich „drei Jahre" Menckes „treffliche Bibliothek zunutze machen" konnte) durchgelesen, bloß in der Absicht, mir selbst einen regelmäßigen Begriff von der Poesie zu machen und endlich Gewißheit in meinen Urteilen zu erlangen." Pietsch hatte ihn vor Neidharts († 1739) unsinnigem Schwulst durch Hinweis auf Neukirch gewarnt; neben Neukirch und Opitz achtete er Fleming, Simon Dach, Canitz und Pietsch selbst, aber Hofmannswaldau und Lohenstein und deren Nachahmer mochte er nicht leiden; auch sah er später in dem Streben Klopstocks und der Schweizer das Wiederaufleben des „unrichtigen Geschmacks" dieser Richtung. Er betonte die Korrektheit als ein Schüler jener seiner Meister. [4]) In seinen

[1]) „Aufmunterungsrede an die Gesellschaft der freien Künste", 1753, bei Reichel VI S. 207 ff.

[2]) Reicke S. 25.

[3]) Ebenda S. 45.

[4]) Ebenda S. 28 ff. — Vgl. S. 59 f.

Bestrebungen zeigt sich uns der Eifer, den Wust und Schmutz, den die zweite schlesische Dichterschule und ihre Nachahmer in unsre Literatur getragen hatten, zu beseitigen.[1])

In seiner Vorrede zur 2. Auflage der „kritischen Dichtkunst" meint Gottsched, daß er, obwohl für die Dichtkunst nicht soviel Interesse vorhanden sei, wie für andre freie Künste, mit dem Erfolge der 1. Auflage zufrieden sein könne, denn es haben viele „einen besseren Begriff von der wahren Dichtkunst bekommen", „als man vorhin insgemein gehabt". So haben z. B. „die Schriften angehender Poeten" mit Zugrundelegung seiner Regeln „ein ganz andres Ansehen gewonnen". Seine Regeln habe er ja selbst von den Meistern der Dichtkunst übernommen; als solche Muster und Kunstrichter, die ihn „unterwiesen und einigermaßen fähig gemacht haben zur Aufstellung seiner Regeln" führt Gottsched an: Aristoteles, Horaz, Longin, Scaliger, Boileau, Bossuet, Dacier, Perrault, Bouhours, Fénelon, St. Evremond, Fontenelle, la Motte, Corneille, Racine, Des Callières und Fuertière, Shaftesbury, Addisson, Steele, Castelvetro, Muralt und Voltaire. Zur 2. Auflage verwandte er noch: Riccobini, das Paragone della Poesia Tragica d'Italia con quella di Francia, Muratoris Einleitung zum Teatro Italiano, Rapin, Brumois, Hédelin, Remond de St. Mard, den englischen Traktat The Taste..., Pope, Plato, Cicero, Quintilian, Seneca, aus neuer Zeit Heinsius und Rappolt.

Nach Vorausschickung von Horazens ars poetica in deutscher Übersetzung teilt sich die „Dichtkunst" in zwei Teile ein, deren erster sich wieder allgemein mit Poeten und Poesie beschäftigt, und deren zweiter die Poesiearten im besonderen behandelt, von den Oden bis zu den Opern.

Mit Hinweis auf das Ende unsres 12. Kapitels füge ich hier in den Zusammenhang ein, daß Gottsched — nach einem Brief an Manteuffel vom 31. Mai 1738[2]) — über Übersetzungen der alten und ausländischen Poeten, „worin ohnedies soviel Zwang ist", schreibt, daß sie das Vorrecht haben sollten, ohne Reim zu erscheinen. „Wir sind in Deutschland vermögend, alle Versarten der alten Griechen und Römer nachzuahmen und das Gehör durch das Silbenmaß zu vergnügen."[3])

---

[1]) Reicke S. 115 ff., s. Gottsched-Halle 1902, S. 12.

[2]) Siehe bei Danzel. [3]) Vgl. „Rhythmus" auf S. 60.

Ehe wir uns nun speziell den Schauspielen zuwenden, sei noch Gottscheds Lyrik einer kurzen Erwägung gewürdigt. In unsrer Zeit sind Gottscheds Gedichte den weiteren Kreisen vollständig unbekannt. Das hat darin seinen Grund, daß es den Produktionen Gottscheds an poetischem Schwunge fehlt, sie sind lediglich Erzeugnisse eines klaren, scharfen Verstandes. Er legt das Hauptgewicht auf eine reine, in sich streng gegliederte Form. Darin beruht sein Verdienst um die deutsche Dichtkunst, daß er sie von dem schwülstigen Stil nach Form und Inhalt gereinigt hat. Reichel meint, daß Gottscheds Lieder hinsichtlich der tiefen Empfindung, die sie atmen, bis zu einem gewissen Grade Vorläufer der Goetheschen und Schillerschen Leistungen sind. Wenn man das „bis zu einem gewissen Grade" betont, will ich schließlich nichts dagegen haben. Man muß indessen doch sagen, daß von poetischer Begabung uns seine Gedichte wenig verspüren lassen; immerhin bedeutet seine Lyrik einen großen Fortschritt für seine Zeit, sein Weg führte die Bahnen Simon Dachs und Joh. Val. Pietschs weiter.[1])

Was nun Gottscheds Anforderungen an die jungen Poeten hinsichtlich der Schauspiele enthalten, sei hier noch angeschlossen. Gottscheds Forderungen hinsichtlich der Schuldramen haben wir schon besprochen, sie brachten Interesse auf diesem Gebiete hervor; der Rektor Heinitz in Camenz schrieb ein besonderes Programm über den Nutzen der Schulkomödien. Vor allem gilt es, die Natur zu Worte kommen zu lassen; im „Batteux" sagt Gottsched: Weder Corneille, noch la Motte, noch Voltaire langen an die ungezwungene Natur der Griechen. Im 5. Bande der „Deutschen Schaubühne" von 1744 wendet er sich besonders gegen die buhlerischen französischen Schauspiele und will die Liebe entweder ganz entfernt oder nur eine erlaubte Liebe eingeführt wissen. In den Komödien sollen weniger fürstliche Sachen behandelt werden; einmal wird der Pöbel durch den Prunk geblendet, dem tiefer Zusehenden aber kommt dieses ganze Wesen lächerlich vor. Beim Laster muß die Strafe zu erkennen sein und umgekehrt.[2])

Mit dieser Frage, ob immer die Tugend belohnt und das Laster bestraft sein soll, beschäftigt er sich in einer Abhandlung,[3]) in der

[1]) Vgl. Gottsched-Halle 1902, S. 12, 46 ff.: Gottsched als Vater u. 1. Meister unsres modernen nationalen Epos, unsrer Reflexions-, Anschauungs- und Empfindungslyrik.

[2]) „V. T." 2. Aufl., S. 143. [3]) Reichel VI S. 265 ff.

er die Meinung vertritt, im Anschluß an die Natur lasse sich dieser Grundsatz nicht immer durchführen. „Die Vorstellungen des Poeten müssen ebenso abwechseln wie die Begebenheiten in der großen Welt zu wechseln pflegen." Der Zweck der Tragödie ist Reinigung der Leidenschaft. Wie wird dieser erreicht? Einmal wird „Stolz und Ehrbegierde der Zuschauer gedämpft", „indem sie sehen, daß auch Krone und Szepter noch den Zufällen des menschlichen Lebens unterworfen" bleiben, sodann wird die Ungeduld und die Verzweiflung geheilt, wenn man sieht, daß andre auch schon, bei aller ihrer Tugend, dennoch viel Ungemach haben erdulden müssen. Die Komödie, die das bürgerliche Leben besingt, warnt die Zuschauer vor Hinterlist und schlauem Betruge; man lernt, sich vor solchen Fehlern hüten und dem Tadel der Mitbürger entgehen. Im besonderen haben die Schauspiele großen Wert für die Fürsten. Ihr Großen, „die Musen allein erkühnen sich's, euch auf euren Thronen zu lehren, wenn sich euer ganzes Hofgesinde in Schmeichler verwandelt hat" — ruft Gottsched aus in der akademischen Rede: „die Schauspiele und besonders die Tragödien sind aus einer wohlbestellten Republik nicht zu verbannen".[1] Auch das Schäferstück soll dem Zuschauer zur Reinigung der Leidenschaften dienen.

Die unbestraften Laster bleiben nicht ohne Wirkung auf die Zuschauer, denn es „wohnt, gottlob, in den Herzen aller Menschen ein billiger Richter, der auch an fremdem Leiden, wenn es unverschuldet ist, ungeheuchelt Anteil nimmt."[2] Ja sehr oft hat das Unglück selbst der Tugend mehr Anhänger erworben als das Glück. Gottsched äußert sich über den Einfluß der Schauspiele noch:[1] „Ich will sie besuchen und durch die Wirkungen derselben auch in meinen Handlungen meine Gegner zu widerlegen suchen."

In einem Gedicht von 1728 fordert Gottsched die Musen auf, das Joch der französischen Poesie[3] abzuwerfen, und der Freiheit nachzustreben, „die Griechenland und Rom den lorbeerreichen Weg zum Helikon" gewiesen. Gottsched selbst wird — nach Danzel[4] — die griechischen Tragiker auf Umwegen über Frankreich kennen gelernt haben. Es sei ein Glück, daß nicht Max Schlegel, sondern Gottsched die Oberhand in der Entwicklung der deutschen dramatischen Literatur behielt, „die griechische Form der Tragiker ist eine wahre

[1]) Reichel VI S. 254 ff.
[2]) Ebenda S. 265 ff.
[3]) Den Alexandrinus.
[4]) S. Danzel S. 147. — Vgl. S. 66 ff.

Kunstform" und hat später, als man über bloße Nachahmungen hinweg war, zur Schaffung eigner Kunstformen angeregt. Gottscheds Bemühungen waren bald von Erfolg gekrönt, es entstand eine Menge dramatischer Werke; dies hatte in der Praxis den Vorteil, daß die Bühnenleiter nicht mehr vom Wohlwollen der Dichter abhängig waren.[1])

Wir werden gewiß Gottsched einen Reformator unsrer Schaubühne — mit Reichel — nennen dürfen. Schöpfer des deutschen Trauerspiels zu sein, habe sich Gottsched niemals nachreden lassen, so sagt er in der 10. Auflage des „Sterbenden Cato";[2]) jenes habe es schon vor hundert Jahren gegeben, sein Cato aber sei das erste deutsche Stück gewesen, das nach den Regeln des Aristoteles und Horaz abgefaßt worden sei.

Die Pflege der Malerei, Architektur, Musik, Bildhauerei, Astronomie[3]) usw. erwähnt Gottsched gelegentlich (s. Ende des 13. Kapitels).

---

22. Kapitel.

Das Studium der Weltweisheit.

In seiner akademischen Rede: „Ein Jurist muß ein Philosoph sein", 1726,[4]) beklagt sich Gottsched darüber, daß es so wenige gebe, „die sich Schüler der Weisheit nennen wollen ... Sogar der Name

---

[1]) Waniek S. 502 f. [2]) 1757 Anhang.

[3]) „Große Geister", sagt Gottsched in der „Gedächtnisrede auf Nikolaus Copernikus" 1743 (bei Reichel VI S. 123 ff.), „haben sich zu allen Zeiten, soviel als möglich ist, von der Erde loszureißen gesucht und mehr Zeit auf die Betrachtung des Himmels und der großen Weltkörper, als auf die Besorgung der irdischen Geschäfte angewandt" (Anaxagoras, Copernikus), „dabei darf man die irdischen Sachen nicht vernachlässigen." Die Klugheit des Copernikus fand Mittel aus, die scheinbarsten Unmöglichkeiten zu überwinden, sein Mut aber verließ ihn auch bei dem Widerstande der mächtigsten Gegner nicht. Doch sah er die irdischen Sachen nur als Nebensachen an, „die großen Werke Gottes in der Natur hatten seinen Verstand dermaßen gerührt und so stark in sich verliebt gemacht, daß er auch die wichtigsten Werke der Menschen nur für Kinderspiel dagegen ansah." — Gottsched ist geneigt, den Entdeckungen und Erfindungen große Anerkennung zu zollen (s. Rede auf Copernikus, — auf die Erfindung der Buchdruckerkunst, Reichel VI S. 149 ff.). Durch solche Erfindungen wird die Gelehrsamkeit verbessert (Gedächtnisrede auf Copernikus).

[4]) Reichel VI S. 59 ff.

eines philosophischen Lehrers wird solchen Gemütern bald zur Last, sobald sie sich's nämlich in den Kopf kommen lassen, nach höheren Beiwörtern zu streben. Wer anders hat aber Schuld an diesem Übel als die verkehrte Einrichtung der altfränkischen hohen Schulen, die den höchsten Gipfel menschlicher Vollkommenheit in die unterste Klasse und das herrlichste Geschenk Gottes der geringsten unter allen vier Fakultäten zur Beschäftigung angewiesen hat." Vielmehr müßte der Philosophie der Vorrang auf der Akademie zustehen, denn sie ist der Inbegriff aller sogenannten höheren Fakultäten. Die Weltweisheit enthält alles dasjenige in sich, was die übrigen Fakultäten nur stückweise behandeln. „So fruchtbar ist diese gesegnete Quelle aller Wissenschaften, daß sie sich zwar unaufhörlich mit vollen Strömen des Erkenntnisses auf die ganze Gelehrsamkeit ergießt, aber selbst keiner fremden Hilfe bedürftig ist."

Der Philosophie soll nun eine höhere, ja die höchste Stellung unter den Fakultäten zugesprochen werden, denn sie macht den Studierenden zu einem wahrhaften Gelehrten; „denn sie lehrt den Menschen, seine Vernunft recht brauchen". „Ihr allererster Teil handelt von den Kräften unsres Verstandes, von Wahrheit und Irrtum, von guten und schlechten Begriffen, von richtigen und falschen Urteilen, von regelmäßigen und unrichtigen Schlüssen. Die Vernunftlehre läßt uns den Unterschied zwischen Wissenschaft und Meinungen, zwischen Glaube und Wahn, zwischen Überführung und Überredung anmerken." Sie lehrt uns andrer Leute Reden prüfen, Irrtümer widerlegen, Wahrheiten behaupten und unsren Widersachern das Maul stopfen.[1]) So kommt es, daß die Gelehrten dem menschlichen Geschlecht desto mehr genützt haben, je größer ihre Erkenntnis in philosophischen Dingen war.[2]) Es kann ja gar nicht anders sein, denn die Philosophie muß uns eifrig machen, nach der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts zu streben, diese zu befördern, ja wirklich zu Wege zu bringen.

Die Philosophie soll demnach die Grundlage sein für die übrigen Wohnungen Minervas. In allen andren Fakultäten wird ein „um so besserer Fortgang zu verzeichnen sein", je besser das „Gemüt" des Studierenden „durch die Lehren der Weltweisheit wird vorbereitet sein",[2]) nicht aber darf der Nachtisch vor dem

[1]) Siehe 8. Kapitel, S. 27 ff.
[2]) „Rede zum Lobe der Weltweisheit."

Braten genossen werden. In der Vorrede der ersten seiner Disputationen über den influxus physicus erklärt Gottsched,[1]) niemand könne zu wahrer Wissenschaft gelangen, qui non principia cognitionis suae ex solidioris Philosophiae sacrariis repetierit, gelehrt möge man ohne Philosophie sein, vir intellegens autem sciensque, qui nihil pro certo habet, nisi quod evidenti ratione demonstratum immotisque veritatibus superstructum fuerit, is quidem, si absque philosophia existeret unquam, prodigii instar monstrique habendus esset."

Im einzelnen muß nun zunächst der Gottesgelehrte[2]) von den Philosophen „die natürliche Theologie und Sittenlehre", sodann der Rechtsverständige „das Recht der Natur und die Politik", der Arzt aber die Naturwissenschaft entlehnen. Alle drei Fakultäten: Theologie, Jurisprudenz, Medizin, beschäftigen sich mit der Vernunftlehre, deren Lehrsätze sie unmöglich entbehren können, wenn sie nicht wie die Blinden im Finstern tappen wollen.

Die Theologie also zunächst soll auf der Philosophie aufgebaut sein. Hören wir hierüber etwas aus dem Gedichte auf Herrn M. Stübners Magisterpromotion:[3])

„Bist gleich sonst ein Theologus,
Willst dermaleinst in Züchtn und Ehrn
Ein Gemein den Weg der Seligkeit lehrn,
Tust auch die weltlich Weisenzunft
Nit spöttlich verachten mit Unvernunft,
Sagst nit, sie macht nur Kätzerei,
Atheisten und Deisterei,
Und glaubst vielmehr ohn' alle Scheu,
Daß sie der rechte Vorhof sei,
Ohn' den man heutig's Tages nie
Kann eingan zur Theologie,
Lachst all' verkehrten Stümper aus,
Die sich ins liebe Gotteshaus
Dringen mit unsächlicher Gewalt,
Suchen da nur ihren Aufenthalt,
Ihr Weib und Kind woll'n sie ernähren,
Nit aber die Ruchlosen bekehren,
Wollen da andre Gottes Weisheit lehren,
Möchten selbst erst Menschen Weisheit hören."

---

[1]) Siehe Danzel S. 10. [2]) Reichel VI S. 59 ff.
[3]) Gedichte, Reichel V S. 178. — S. auch Anmkg. 3 auf S. 123!

Für die Theologen ist gerade deshalb die Weltweisheit am nötigsten, damit sie den Inhalt ihrer Lehren nicht etwa nur oberflächlich kennen, sondern sie müssen durch die Philosophie, die „Erforscherin verborgener Wahrheiten", die „Lehrmeisterin der von den Sinnen unerkannten Dinge" angetrieben werden. „Die Halbgelehrten aber sind nachlässig in den Pflichten der Religion" („schläfrig im Gottesdienst"), weil sie gesunde Weltweisheit versäumt haben. „Schwanken muß ja ein Gemüt, das in seinen Vernunftschlüssen keinen festen Fuß fassen kann, keinen festen Grund seiner Lehren weiß und nur eine historische Nachricht von verschiedenen Meinungen auswendig gelernt hat." Sobald ein solcher Mensch Neigung zu Lastern hat, wird er das, was ihm in der Religion entgegensteht, als Träume und Torheiten ausgeben.

Zurückweisend auf das, was wir oben[1]) über den doppelten Weg zum Ziel, Weltweisheit und Religion, gesagt haben, sei eine Stelle aus der gleichen Rede[1]) angeführt, nämlich die, daß der so wichtige Lehrsatz Bacons von Verulam: ein leichtes Nippen aus dem Kelche der Philosophie mag zum Atheismus führen, vollere Züge leiten zur Religion zurück,[2]) bisher nicht umgestoßen sei. — Derjenige, der der Weltweisheit obgelegen hat, wird auch wissen, daß der Verstand sich nicht zwingen läßt, daß die Seele ein freies Wesen ist, deren Anschauung gegenüber er *tolerant* sein muß.

Vor Gottsched dachte man nur an Toleranz der christlichen Konfessionen untereinander, jetzt aber kam durch ihn der Gedanke auf, auch die außerchristlichen Religionen zu achten und zu dulden. Somit muß der verderbliche Religionseifer fallen; schließlich aber mußte Gottsched auch das Missionswesen für unhaltbar und unberechtigt erklären.

Vor allem rühmt Gottsched die Freiheit und Ungebundenheit der Philosophie im Vergleich mit der Theologie. Seiner Vorrede zu den „ersten Gründen der Weltweisheit"[3]) entnehme ich folgenden Satz: „In der Weltweisheit sind wir an keine *Glaubensformeln* und gewisse Ausdrückungen gebunden. Ein jeder philosophiert nach seiner Einsicht und Übung und bindet sich dabei an niemandes Vorschrift."

---

[1]) 9. Kapitel. — S. Anmkg. 1 auf S. 36.
[2]) S. Falckenberg, Geschichte der neueren Philosophie, 6. Aufl. 1908, S. 66.
[3]) 1733.

Gottscheds Vater, der ihn der Gottesgelehrtheit gewidmet hatte, hatte gar wohl eingesehen, daß die schönen Wissenschaften, die Weltweisheit und die gelehrten Sprachen den Weg dazu bahnen müßten.[1]) Gottsched war ein „eifriger Theologus" in Königsberg.[2]) Trotz seines Eifers, vielleicht besser wegen seines Eifers konnte ihn die damalige Theologie nicht begeistern, „die philosophische Art zu denken, die ich mir aus der cartesianischen, thomasischen und wolffischen Art zu philosophieren geläufig gemacht hatte, machte mich begieriger nach deutlichen Begriffen in theologischen Materien, als es manchmal meinen Lehrern lieb sein mochte. Ich disputierte gern und oft, und wenn ich opponierte, trug ich immer wahre, nicht aber verstellte Zweifel vor. Daher trieb ich sie bisweilen schärfer als andre, und bemerkte manchmal, daß mir ihre Knoten mit unwilligen Antworten mehr durchschnitten, als aufgelöst wurden."

Zu der Offenbarungsreligion und der Absolutheit des Christentums passen manche Sätze Gottscheds, wie z. B. Ablehnung der Mission, nicht. Denn es ergibt sich als Konsequenz aus der Absolutheit der Religion, daß sie für sich das Recht und die Pflicht in Anspruch nehmen muß, alle andren niedrigen Religionen zu absorbieren.

Es ist aber — wie Gottsched fordert — durchaus erwünscht, daß sich die Theologen auch mit andren Systemen beschäftigen. Der Forderung Gottscheds, die er im 12. Lehrgedicht bei Schwabe ausspricht, daß ein heutiger Gottesgelehrter auch in der Vernunft und Weltweisheit stark sein müsse,[3]) wird man durchaus beistimmen. Die Beschäftigung des Theologen mit der Dogmatik wird immer in Berührung mit der Philosophie bleiben müssen, es gilt für ihn, die Überlegenheit der christlichen Weltanschauung über philosophische Systeme nachzuweisen. Durch Beschäftigung mit der Philosophie werden die Theologen ihre eigne Stellung (den Standpunkt der christlichen Religion) fester gründen lernen. Sie wird in ihnen manche Zweifel wachrufen, die nicht ohne weiteres zu übergehen sind. Es ist freilich andrerseits zu beachten, daß auch die Philosophie mit ihren Thesen die Theologie nicht mit Sicherheit anzugreifen vermag. Doch zurück zu Gottsched!

[1]) Ode von 1732: „Auf den Geburts- und Namenstag meiner Eltern."

[2]) S. seinen Brief an Manteuffel v. 20. II. 40, Danzel S. 22 Anm.

[3]) Als Herr Christian Gottlieb Jöcher den 23. Sept. 1734 den theologischen Doktorhut in Leipzig erhielt . . .

Wie die Philosophie für die Theologie die Grundlage sein soll, so gilt dies auch von ihrem Verhältnis zur Jurisprudenz. Die Theologen ohne Weltweisheit seien zu tadeln:[1])

„Gleichwie auch andre Stümper sunst
Streben nur nach der Advokatenkunst,
Durchblättern den Justinian,
Lernen den Akten Schlendrian
Und versteh'n nit die geringste Spur
Vom ew'gen Gesetze der Natur,
Woll'n große Juristen sein,
Bleiben allzeit am Verstand sehr klein."

Kann der Jurist alles das, was ihm die Philosophie gibt, entbehren? Gottsched sagt in seiner akademischen Rede hierüber[2]) im Jahre 1726: „Die Vernunftlehre vertritt hier Ariadnens Stelle. Sie leiht ihrem Lehrling den vorteilhaftesten Leitfaden, sich aus den Schlupfwinkeln leicht herauszufinden." Es sei nicht immer so, daß das Gesetz des Landesherrn leicht erkannt wird, wie schwer sei es ferner die „Scheingründe der Parteien zu entblößen, die falschen Schlüsse, darauf sie trotzen, zu vernichten"?

Man muß die Auslegekunst,[3]) einen Teil der Vernunftlehre, wohl innehaben. „Gesetzt die natürliche Vernunft wäre ohne alle Verbesserung zulänglich, einen Rechtshandel ordentlich zu untersuchen und zu entscheiden, so ist doch die ganze Philosophie einem Juristen nicht unnötig." Wo bliebe das Recht der Natur, eine wichtige philosophische Wissenschaft, darauf sich alle bürgerlichen und göttlichen Rechte gründen müssen, wenn sie nicht ungerecht sein wollen?

Ein Richter kann ohne Einsicht in das natürliche Recht nie wissen, was Recht oder Unrecht ist, er soll nicht „ein totes Echo der Willensmeinung seines Fürsten nachbeten". Nichts wird ja durch einen Befehl gut, wenn es nicht aus sich selbst gut ist. „Tribonius selbst und alle alten Juristen, deren Weltweisheit wir in ihren Anschlägen und Beantwortungen schwerer Rechtsfragen bewundern", haben sich niemals blinde und unverständige Schüler gewünscht. Einfältige Richter vermögen nicht nach der Billigkeit zu verfahren, die besonderen Handlungen nach ihren eigentlichen Umständen zu beurteilen. „Es ist aber leichter, einen Mohren weiß zu

[1]) Gedichte, Reichel V S. 178. [2]) Reichel VI S. 59 ff.
[3]) Gilt auch für Theologen!

haben, als diese Behutsamkeit im Urteilen ohne gründliche Erkenntnis des natürlichen Rechts zu erlangen."

Die dritte Fakultät, die medizinische, soll von der philosophischen, wie wir oben sahen, die Naturwissenschaft entleihen:

„Ingleichen in der Medizin[1])
Sieht man fast viele sich bemüh'n,
Nichts nit mit größerm Eifer treiben,
Als die Kunst, ein Rezept z' verschreiben.
Verstehn nit die Anatomie,
Pathologie, Physiologie,
Semiotik, Pharmaceutik,
Hygiene und Botanik."

Nichts ist es bei der Medizin mit bloßer Prahlerei, wie der Doktor Eisenbart — nach dem Unterricht an seinem Sohn im Gedicht an Herrn Sam. Seideln[2]) — zu meinen scheint. Dieses zeigt uns auch das Gedicht an Herrn Joh. Ernst Kulmus,[3]) das die Heilungskunst tadelt:

„Der alle Gründlichkeit, ja fast die Wahrheit fehlet,
— Was ist so ungewiß, als diese Wissenschaft?
Was sag' ich — Wissen? Nein, das klingt zu prahlerhaft,
Was können Ärzte sonst, als raten, glauben, träumen,
Und trösten, bis man sieht den Tod im Halse schäumen? — —
— — — Wie schickt sich nun dazu — ein Mathematikus,
Der alles, was er sagt, so klar erweisen muß,
Als dies, daß zweimal drei nicht mehr als sechse machen?"

Der Grund dieses üblen Zustandes der Ärztekunst ist dies:

„weil lauter Zauberei,
Und unverständlich Zeug die blinde Phantasei,
An heller Wahrheit statt, mit Hirngespinsten äffet."

Den Vertretern dieser törichten Art der Heilkunst gegenüber wird Joh. Ernst Kulmus von Gottsched deshalb gepriesen:

weil sein „berühmter Fuß auf deren Spuren geht,
Die Witz und Gründlichkeit und Wissenschaft geliebet,
Bevor sie den Verstand in einer Kunst geübet,
Die täglich höher steigt, seitdem Vernunft und Fleiß
Sie mehr und mehr verklärt."

---

[1]) Gedichte, Reichel V S. 178. — S. auch IV. Lehrgedicht (Schwabe S. 592 ff.): „Ob ein künftiger Arzt sich auf die Philosophie legen müsse. Bei der Magisterpromotion des Herrn Caspar Bosen in Leipzig 1725." — Und IX. Lehrgedicht: „Wodurch die Medizin beschimpft werde, als Herr Joh. Ernst Kulmus 1732 den 18. Sept. zu Leipzig Doktor wurde." (Schwabe S. 615 ff.)

[2]) Reichel V S. 47. [3]) Ebenda S. 65.

Gerade die Beschäftigung mit der Philosophie stellt freilich an die Studierenden gewisse Anforderungen:

„Vernunft, Philosophie,
Heischt Einsamkeit, Geduld.“ [1])

Man darf nicht nur obenhin Philosophie studieren,[2]) ein Weiser darf — nach dem Wahlspruch eines römischen Kaisers — nichts obenhin tun. Es bedarf langer Zeit und keiner Überstürzung, bis der Verstand von Vorurteilen befreit, an deutlich erkannte Wahrheiten gewöhnt und in der Kunst, richtig zu schließen, befestigt werde, und bis der rechte Pfad der Weisheit vor den Abwegen und Irrtümern sicher kennen gelernt wird.

Vieler Weisen Schriften gilt es zu studieren, damit man nicht engherzig an den Ideen und Worten seines Lehrers haften bleibt. Im Gedicht auf Herrn Mayens Geburtstag würdigt Gottsched an ihm:

„Doch bliebst du ein Eklektikus
Und wurdest kein Sektarius,
Die Wahrheit war dein Zweck und Ziel,
So dir in jeder Sekt' gefiel.“

Dazu ist aber eben Fleiß und scharfes Denken nach dem Lesen nötig. Illustrieren möge dieses Gottscheds Bericht über seine eigne Tätigkeit. In der „Deutschübenden Gesellschaft“ unter Mencke wurden bei der Verlesung eines Gedichtes unzählige Anmerkungen gemacht, — sagt Gottsched in der Vorrede zur „kritischen Dichtkunst“. „Ebendamals fielen mir die Diskurse der Mahler in die Hände, die mich . . . noch begieriger machten, alles auf dem Grunde zu untersuchen und womöglich zu einer völligen Gewißheit zu kommen, was richtig oder unrichtig gedacht, schön oder häßlich geschrieben, recht oder unrecht ausgeführt wurde.“

Es knüpfen sich an diese Behandlung der Philosophie noch einige Fragen an, die hier besprochen werden müssen. Hat es Gottsched mit der Philosophie ernst gemeint? Ist sein philosophisches Interesse nicht vorwiegend naturwissenschaftlich? Oder ist es vorwiegend Literaturinteresse?

Man hat zunächst gefragt, ob es Gottsched mit der Philosophie ernst gemeint habe? Danzel antwortet — auf diese Frage, — daß sie ihm wirklich am Herzen gelegen habe, das ließe sich schon

[1]) Lobgedicht auf den Tod des Grafen v. Manteuffel, Reichel V S. 255.
[2]) „Rede zum Lobe der Weltweisheit“, Reichel VI S. 13 ff.

aus dem Umstande erweisen, „daß Gottsched nicht etwa später gelegentlich auf sie verfallen ist, ... sondern geradezu äußerlich und zeitlich seinen Ausgang von ihr genommen hat".[1]) Bei seiner Habilitierung in Königsberg schrieb er seine Abhandlung mit philosophischem Inhalt. Gottscheds Interesse für Philosophie — meint nun Danzel — sei dem Charakter seiner Zeit entsprechend, vorwaltend naturwissenschaftlich. „Hatte doch Wolff selbst, obgleich er Newton nicht für einen Philosophen gelten lassen will, sich mit Physik viel beschäftigt und sogar eine neue Art von Lampen erfunden." Danzel hat nicht Unrecht, wenn er sagt, Gottscheds eignes philosophisches Lehrbuch sei zum großen Teil eine Physik; ja er wurde später sogar als Sachverständiger vielfach über physikalische Dinge um Rat gefragt. Da Gottsched den influxus physicus lehrte, hätte er sich eigentlich auf Leibniz berufen können, aber er sagt rejici ... systema harmoniae praestabilitae. Wolff hatte ja im § 762 seiner Metaphysik den influxus physicus verworfen, weil bei dem Einfluß der Seele auf den Körper eine Bewegung entstünde. Ebenso — ich halte mich hier an Danzels Ausführungen — ergebe sich gegenteilig, daß der Einfluß des Körpers auf die Seele deren Bewegungsfreiheit verringere. Dieses widerstreite dem Grundsatz von der konstanten Bewegungssumme in der Welt. Gottsched aber griff diese Anschauung an. Um die Bewegungssumme in der Welt nicht zu stören, nimmt Gottsched eine besondere höhere Kraft zur Hilfe. Hier zeigt sich derselbe Zug seines Philosophierens wie in der kritischen Dichtkunst, wo Gottsched den einheitlichen Prozeß der Empfindung in zwei Akte zerlegt: in rein sinnliche Perception und in den eigentlichen, durch Hinzutritt der Gemütskraft zustandegekommenen Empfindungsakt.

Gottscheds Interesse für Philosophie ist durchaus praktisch orientiert. Was seine philosophische Tätigkeit anbelangt, so sei sie wohl sicher von „geringem Belange" gewesen. „Die Philosophie als Wissenschaft weiterzubilden, ist weder seine Lebensaufgabe gewesen, noch hat er es sich je im Ernste angelegen sein lassen ... Ebensowenig war auch die Ausbildung und Verbreitung eines philosophischen Geistes im weiteren Sinne, die Aufklärung, Gottscheds leitendes Interesse.(?) Er stand wohl im allgemeinen auf Seiten der Freunde des Lichts, aber was ihn nach dieser Seite hin in Bewegung setzte, war doch im Grunde nur der Umstand, daß gerade

[1]) Vgl. seine histor. Lobschrift auf Wolff, Vorrede; s. Danzel S. 11 ff.

in der Betreibung dieser Angelegenheit sein Verhältnis zu einem hohen Gönner wurzelte." Einen inneren Drang und Beruf, sich mit Problemen zu beschäftigen, habe Gottsched von vornherein nicht gehabt. — —

Gottsched wurde durch die Praxis auf die Philosophie geführt, „die Mütter sollen Philosophinnen werden". Wenn man sich auch unter diesen „philosophischen" Müttern nicht philosophierende Geister vorstellen darf, sondern vernunftbegabte, vernünftige, zum Erzieherberuf geschickte Frauen, so führt doch diese ganze Bestrebung, gegen die Mißstände anzukämpfen, weiter zur Verbreitung eines philosophischen Geistes. Einen Fortschritt in der inneren Ausbildung der Philosophie bezeichnet Gottsched sicher nicht. Seine philosophische Tätigkeit ist durchaus praktisch abgezielt. — Schließlich meine ich, daß die offenkundige Neigung zur Freiheit und Aufklärung Gottsched doch sofort „auf die Seite der Freunde des Lichtes führen" mußte, auch ohne das Verhältnis zu seinem Gönner. —

Gottscheds Aufgabe war nicht sowohl die Tiefe der Forschung, als eine praktische Stellungnahme im Gebiete des wissenschaftlichen Treibens; er war von vornherein bestimmt, mit übergreifender formeller Gewandtheit und in vielseitiger Tätigkeit einen weitschichtigen Stoff zu beherrschen. Zu Gottscheds Zeit galt die Mathematik noch nicht als die exakteste Wissenschaft. Wie einst Männer der Scholastik, hatten Descartes und Leibniz ihre Stimme erhoben, um auf dem Formalprinzip des klaren und deutlichen Erkennens die ganze Wissenschaft aufzubauen. Die Philosophie galt nun nicht bloß für die Wissenschaft, in welcher diese logische Meisterschaft sich an diesem bestimmten Inhalt des speziellen Problems bewähren sollte, sondern für die Stütze und Quelle solcher Meisterschaft überhaupt. Die praktische Tendenz der Philosophie liegt für Gottsched darin begründet; „ganz philosophisch — sagt er — oder, was mir gleich dünkt, vernunftmäßig". Das „Vernunftmäßige" ist formelle Bildung, wird aber sofort an die Praxis weiter gewiesen und muß das praktische Leben beeinflussen.

Die Erscheinungsweise des geistigen Lebens einer Zeit[1]) ist die Literatur. Gottscheds nur auf die Form gerichtetes philosophisches Interesse zeigt sich nun auch mehr und mehr in seinem Literaturinteresse. Die französische Literatur war diesen Weg gegangen, das

[1]) Vgl. Danzel.

cartesianische clare et distincte ist der Charakter der Literatur des Siècle de Louis XIV, welches Gottsched sich ausschließlich zum Muster nahm. — Ich habe eben schon die formelle Seite an die Praxis mehr herangerückt, Gottsched ist viel mehr Praktiker als Philosoph im strengen Sinn. So meint auch Waniek hinsichtlich des clare et distincte: Die von Gottsched geforderte Klarheit und Deutlichkeit ging nicht allein aus dem Bedürfnis seiner platten und nüchternen Seele hervor, sie war ein Mittel, die aufstrebende deutsche Literatur auch den geistig tiefer stehenden Volkskreisen zu erschließen.

Vor allem ist — bemerken wir abschließend — zu beachten: Gottscheds Kampf für die bisher vernachlässigte Philosophie an der Universität, die Betonung der Notwendigkeit der Philosophie für die andren Fakultäten; er hat in seiner Stellung als Hochschulprofessor selbst viel dazu beigetragen, daß diese Kunst gepflegt wurde. Daß die Philosophie die Grundlage des Studiums sein sollte, hatte gewiß schon Thomasius gefordert, aber den Nachdruck, mit dem Gottsched seine Forderungen erhebt, hat er noch nicht gekannt. Es ist an alledem, was Reichel dem „alten Pedanten" nachrühmt, mit Ziehung der äußersten Konsequenzen, doch etwas Wahres, wenn er sagt, daß „der Kämpfer für Aufklärung und Volksbildung" die Philosophie zur Königin der Wissenschaften erhoben habe, die popularphilosophische Wirksamkeit Lessings und Mendelssohns eingeleitet — man vergleiche besonders sein deutsches Lehrbuch der Leibniz-Wolffschen Philosophie[1]) —, die Geistesfreiheit des Volkes erstrebt habe und zu einem Vorkämpfer der Volksbildung geworden sei.[2])

---

23. Kapitel.

Der Hochschullehrer und seine Aufgabe.

Wenn nun die Philosophie unter den Studierenden mehr Achtung genießt, profitiert davon wieder die Schule und das Volk. Denn der an der Universität sich ausbildende Lehrerstand hat dann vor dem früheren voraus, daß er sich eingehend mit der Weltweisheit beschäftigt hat — vorausgesetzt, daß die Studien wirklich mit Fleiß

[1]) Waniek S. 678.

[2]) Ein interessantes Beispiel für Gottscheds anschauliche Arbeit für die Bildung des Volkes sei hier noch erwähnt. Seine Tätigkeit für populärphilosophische Naturwissenschaft beginnt mit der Übersetzung der Fontenelleschen „Gespräche von mehr als einer Welt", die Calliste ihrer Freundin zum

getrieben werden. Die Lehrer waren ja in der Hauptsache noch Theologen, auf katholischer Seite stellten die Orden die Lehrkräfte für ihre Schulen. Man forderte in Deutschland schon vor Gottsched Lehrerbildungsanstalten, um 1700 machte man in Gotha einen Versuch mit den seminaria scholastica. Erfolge hatten die Seminargründungen der pietistischen Kreise, ein Schüler Franckes stiftete 1732 das erste preußische Schullehrerseminar, 1736 gründete der Abt Steinmetz ein weiteres im Kloster Bergen bei Magdeburg. Beide wurden von Friedrich Wilhelm I. bestätigt, jenem König, der 1717 die allgemeine Schulpflicht eingeführt hatte und während seiner Regierungszeit gegen 2000 neue Schulen gründete. Gern benutzte man Schüler Franckes zu Leitern und Organisatoren von neuen Gründungen. Die höhere Schule, das Gymnasium, erhielt seine Lehrer von der Universität, war es ein „akademisches Gymnasium", so waren die einzelnen Fakultäten dort vertreten, wie es an unsren heutigen Gymnasien der Fall ist, im übrigen waren die Theologen die mit dem Lehramt beauftragten Personen.

„Sie, meine hochgeschätzten Herren — wendet sich Gottsched in der Vorrede zum „Kern der deutschen Sprachkunst" an die Lehrer —, sind die hochverdienten Männer, denen das gemeine Wesen so vieler Staaten und Länder den Flor der schönen Wissenschaften zu danken hat. Sie sind diejenigen ehrwürdigen Werkzeuge, wodurch die hoffnungsvolle Jugend zu allen Lebensarten und Ständen der Welt, sonderlich aber zur Gelehrsamkeit geschickt gemacht wird. Denn wie viele berühmte und große Männer haben es nicht schon öffentlich dankbar gestanden, daß sie Ihnen weit mehr als ihren eignen Eltern

---

Lesen mit nach Hause gibt. Gottsched setzte hierzu Anmerkungen — s. Weltweisheit II, gesch. Vorrede — und Figuren hinzu, „um den Lesern, die sich die himmlischen Wirbel und Laufkreise der Planeten nicht so leicht einbilden können, die Sache begreiflicher zu machen" — Gottschedbiographie, Reichel S. 231. — Er meint, das sei nicht die beste Philosophie, die am schwersten zu verstehen ist. „Was wäre lächerlicher", sagt er nun als Anmerkung, „als wenn sich eine Familie von Käsemaden, die man kaum sehen kann, einbildete, daß nicht nur der Käse, auf dessen Oberfläche sie wühlt, ihrenthalben gebacken, sondern auch die ganze königliche Tafel, auf welche sie ohngefähr getragen wird, das prächtige Zimmer, das kostbare Schloß, alle umliegenden Gärten und Lusthäuser, ja die entlegensten Dörfer, Äcker, Wälder, Wiesen und Städte, so sie niemals siehet, — daß, sage ich, dieses alles ihrenthalben gemacht sei? Wir Menschen sind noch weniger im Absehen auf dieses unermeßliche Weltgebäude zu rechnen, als im obigen Falle die Maden."

schuldig geworden, da diese sie nur zu Menschen, Sie hingegen, meine Herren, zu geschickten und brauchbaren Leuten gemacht haben." Freilich bisher waren die Lehrer, in erster Linie die Hochschullehrer, nicht eben Freunde der Weltweisheit, es wünschen „gewisse" unter ihnen, „durch keine Weltweisheit vorbereitete Jünger, weil ihnen dann der Beifall leichter gezollt wird. Wie leicht auch könnte sonst die Jugend — klüger werden als der Lehrer, die Lücken des Vortrags merken" usw.

Daher aber kommt nun die Halbgelehrsamkeit der Studierenden, „die oft selbst kaum weiß, was sie haben will und doch andre zwingen will, ihre Torheiten gutzuheißen usw."[1] „Wie voll sind die Hörsäle der Theologie, Jurisprudenz, Kirchengeschichte, Weltgeschichte, Kunstgeschichte, Philologie — nur die Wohnungen Minervas sind verlassen."

Statt die Studenten zur Weltweisheit hinzuführen, sind diese Lehrer froh, wenn jene beim alten Betriebe bleiben. Gottsched meint, Menschen kann ich solche Lehrer kaum nennen, „indem sie fast allem Gebrauch ihrer Vernunft abgeschworen haben, um den Hirngeburten ihres verwegenen Witzes nachzuhängen". Und den Schülern, die schon von Natur „sklavische Gemüter bekommen haben", und an solche Lehrer geraten, wünscht er, daß sie lieber von den Wissenschaften zurückgehalten, als mit übel angewandten Wohltaten und Stiftungen zum Heiligtum der Musen gelockt würden.

Von den Studenten, die sein Katheder umgeben, hofft Gottsched, daß sie keine Verächter der Philosophie seien; er fordert sie auf, die Vorlesungen eigennütziger Lehrer zu fliehen, die diese „nach dem Geschmack der Hörer, nicht aber nach der Richtschnur der Wahrheit einrichten". Es gilt die Augen zu öffnen und selbst zu sehen! Man soll sich nicht fürchten vor den „seltsamen Lehren gewisser Lehrer"; mit der Zeit wird auch aus diesem wunderlichen Kleid eine Wahrheit kommen". „Man halte nichts für schön oder häßlich, weil man es so nennen hört,[2] oder weil alle Leute, die man kennt, es dafür halten, sondern man untersuche es an und für sich, ob es so sei." Man sehe sich bei allen möglichen Mustern um, denke nicht nur nach eines Lehrers Art. „Die peripatetische und cartesianische Schule hat uns viele solche Exempel gegeben, und auch die neueren Zeiten

[1] „Rede zum Lobe der Weltweisheit."
[2] „Vers. e. krit. Dichtkunst."

zeigen, daß es nicht unmöglich sei, wieder in eine sektierische Philosophie zu verfallen." [1])

Der Lehrer soll dem Studierenden ein Berater sein, damit er nicht auf Abwege gerät. Gottsched hat uns erzählt, daß er lange Zeit nicht wußte, wohin er mit seinen Ideen gehörte, bis er auf Leibnizens und zu gleicher Zeit auf Wolffs Gedanken kam. In der Vorerinnerung zur „historischen Lobschrift auf Wolff" äußert er sich, daß man ihn wegen der Abfassung dieses Lebenslaufes nun für einen rechten Wolffianer halten möchte; aber nie habe ihm blinde Sektiererei nahe gelegen, und so schließt er mit dem Worte des Hofrat Nettelblat[2]) „ein Wolffianer sei ein Unding, gleichwie ich noch nie einen Euklideaner gesehen habe". Gottsched hat nun auch später nicht nachgelassen, die Werke andrer namhafter Philosophen zu lesen.[3])

Hierbei sollen nun die Dozenten Berater sein. Es ist also erwünscht, daß zwischen diesen und den Studenten ein vertrauteres Verhältnis bestehe. Man findet auch in Gottscheds Berichten so manchen, dem er persönlich nahestand. In der Ode an Gott sagt er 1750 im Hinblick auf Königsberg:

„Hier wiesest du mir Gönner an,
Die meines armen Fleißes Bahn
Durch Huld und Wohltun unterstützt.
Mein Mangel ward durch Zuschub leicht,
Die Lehrer wurden mir geneigt,
Indem sie meinen Eifer schützt',
Bis ihre Hand mir noch zuletzt
Den Hut der Lehrer aufgesetzt."

Soll ich Namen nennen, so erinnere ich an Keuschner, Pietsch, „dessen Exempel" „damals bei jedermann Eindruck machte"; von diesem sagt Gottsched: „Ich hatte nach der Zeit die Ehre, mit demselben bekannt zu werden und seine Zensuren über meine Kleinigkeiten so oft, als ich es wünschte, zu hören. Dieser Mann verstattete mir allezeit einen freien Zutritt, und ihm habe ich es zu verdanken, daß ich Canitzen und Horazen mit Verstand zu lesen angefangen", weil er ihn oft vorlas. Als dann Gottsched Magister wurde, hat ihm Pietsch selbst einen poetischen Glückwunsch gesandt.

---

[1]) „Weltweisheit", Vorwort.
[2]) „Hällische Beitr. zur juriſt. Gelehrtenhiſtorie" II.
[3]) „Lobschrift auf Wolff."

In seinem „Neustes aus der anmutigen Gelehrsamkeit" sagt Gottsched: „Wen die gütige Vorsehung so glücklich gemacht hat, daß er unter guter Anführung Künste und Wissenschaften erlernt, der kann sich hieraus den wichtigsten Nutzen versprechen. Da, wo entweder die Kräfte zu schwach sind, durch dicke Nebel der Irrtümer und andere Hindernisse den Glanz der Wahrheit einzusehen, wird die Scharfsinnigkeit eines Lehrers die düsteren Wolken aufklären, damit das Licht der Wahrheit in desto stärkeren Strahlen durchdringen kann. Da, wo junge Leute bei der Menge von Steinen des Anstoßes, verzagt und träge werden wollen, wird der verdoppelte Fleiß eines Anführers nicht nur alle Hindernisse hinwegräumen, sondern auch selbst das Eis brechen. Da, wo jungen Leuten die Geduld auszureißen scheint, wird sie die Treue des Aufsehers mit neuen Kräften beleben. Das Schwere wird es erleichtern, das Rauhe wird er gleich eben machen. Die Zeit, welche bei Mühe und Schweiß oft zu lang und zu lästig werden will, wird er durch die sicheren Vorstellungen der nach vollbrachter Arbeit gewiß zu erhoffenden Ehre und des daraus zu schöpfenden Vergnügens verkürzen und angenehm machen. Überhaupt ein vernünftiger Lehrer kann die Sitten junger Leute verbessern, ihnen selbst zum Muster werden, sie zu würdigen Gliedern ganzer Staaten zu bereiten." Was Gottsched hier vom Lehrer fordert, hat er selbst getan.

Schon vor seiner Habilitation hatte er Gelegenheit, von seinem pädagogischen Talent eine Probe zu geben; er hatte sich schon „durch den Unterricht einiger Jungen von Adel, so seiner Aufsicht anvertraut worden, eine gute Meinung bei jedermann erworben", als er sich habilitierte.[1]) Man darf bei ihm gewiß das Organisationstalent nicht unterschätzen. Flottwell besonders richtete sich in seiner Krankheit an die unermüdliche Arbeits- und Schaffenskraft Gottscheds. Als Hochschulprofessor hat er nun auch seine Forderungen in sich verkörpert. Ich entnehme dem „Deutschen Schulmann" eine Stelle aus einem Briefe des Gottschedschen Schülers J. E. Metschel,[2]) wo es heißt, es sei allen zum Überflusse bekannt, mit wieviel Liebe, Treue und Sorgfalt er sich angelegen sein lasse, „die düsteren Schatten der Unwissenheit durch deutlichen Unterricht zu zerteilen, und fast alle Buchläden würden, wenn sie reden sollten, den un-

[1]) Brucker; Reicke S. 39.
[2]) Vom 20. Okt. 1738.

ermüdlichen Eifer zu Tage legen, welchen Ew. Magnificenz anwenden, die meisten Menschen vernünftig, die Jugend aber insonderheit weise und glücklich zu machen, und dieses aus lauter Liebe". 1740 brachten ihm die auditores collegii philosophici einen Fackelzug mit Musik und Pauken.[1]) In Dresden forderte man einen offiziellen Bericht darüber.

Im „Biedermann"[2]) sagt er: „Wenn ich eine Wissenschaft fassen soll, so will ich in den ersten Gründen derselben unterrichtet sein. Man muß ganz von vorn mit mir anfangen. Man muß mir erklären, was ihre Kunstwörter heißen sollen. Wer von mir fordert, sie zu kennen, ehe er's mir gesagt hat, der versteht keine Lehrart und muß erst selbst vernünftig werden, ehe er sich zum Lehrer aufwerfen und andren seine Künste beibringen will". Dann soll der Lehrer auch darauf achten, daß die jungen Studenten sich ihren natürlichen Verstand nicht verderben, wenn sie das, was sie lernen, sich nur schlechterdings ins Gedächtnis prägen, oder das, was sie von erwiesenen Wahrheiten fassen, nicht in der gehörigen Ordnung fassen, so daß eins aus dem andren nach und nach hergeleitet wird.[3]) Die Mathematik helfe auch zur Verbesserung des Verstandes, nicht schlechterdings durch den Inhalt, sondern bloß durch die gute Ordnung, darinnen sie ihre Wahrheiten vorträgt; und alle diejenigen, die jungen Leuten davon abraten oder ein Gedächtniswerk daraus machen, hindern eben dadurch den rechten Gebrauch ihres Verstandes.

Ich lasse noch das interessante Stück aus dem Geburtstagsgedicht an Herrn M. Joh. Friedr. Mayen[4]) folgen:

„Man dörfe der Pedantenzunft,
Die uns mit dürren Regeln quält,
Daran doch oft das Beste fehlt,
Nicht blindlings folgen, wenn sie gleich
Uns drohen, daß das Himmelreich
Ohn' ihrer Grillen Hudelei
Unmöglich zu erlangen sei,
Da sie doch, selbst von Herzen blind,
Des Unverstandes Lehrer sind

[1]) Brief an Manteuffel vom 6. II. 40.
[2]) Blatt 70.
[3]) „Weltweisheit" I § 941.
[4]) Reichel V S. 171.

Und nichts zu denken sich gewagt,
Als was man ihnen vorgesagt,
Und was der Wahn der Vorderwelt
Zum Schulenabgott vorgestellt."

Gottsched scheint die heuristische Lehrmethode bevorzugt zu haben und empfahl seinen Schülern Diskussionsübungen als förderlich zur eignen Ausbildung.

---

24. Kapitel.

Von den Büchern, vom Bücherschreiben und Bücherlesen.

Die Studierenden brauchen zum Studium Bücher, sie sollen vieler Weisen Werke durchlesen, denn die Wahrheit sei unter viele verteilt; sie steckt nicht in einem Winkel der Welt verborgen, sondern streut, wie die Sonne, ihren Glanz über die ganze Fläche des Erdbodens aus.[1]) Gottsched selbst hatte sich „drei Jahre" Menckes „treffliche Bibliothek" zu Nutze gemacht.

Wenn man nun meine, daß dieses Studieren zu große Unkosten bereite, so irrt man; es ist nicht nötig, daß man sich die ungeheuerlichsten Werke anschaffe, „diese Werke schrecken doch leicht ab durch die Zahl der Bände". Es gibt ja Bibliotheken, so ist die Leipziger Universitätsbibliothek eine „sichere Wohnung aller Wissenschaften", eine „reiche Schatzkammer der Gelehrsamkeit". Kaufen soll man die kleinen, wohlfeilen Bücher der Weltweisen. Groß braucht die Privatbibliothek nicht zu sein, aber auserlesen; das in den „V. T." angeführte „Exempel" hat sich die besten Skribenten aus jedem Teile der Gelehrsamkeit angeschafft, sie schön einbinden lassen usw.

Die Halbgelehrten kaufen und lesen vielerlei, aber nichts gründlich; „um von seiner Gelehrsamkeit einen Staat oder Wind zu machen", muß man ja zahlreiche Bücher gelesen haben,[2]) um aber gelehrt zu werden, bedarf es schließlich weniger. Es ist eigentlich eine üble Nachwirkung der Erfindung der Buchdruckerkunst, daß es nunmehr soviel Halbgelehrte gibt. Schließlich aber befördern auch solche Leute, die nur Bücher kaufen, ohne sie zu lesen, „den Druck und Abgang solcher Bücher, die der wahren Gelehrsamkeit zu rechten Kleinodien dienen."

---

[1]) „Rede zum Lobe der Weltweisheit."
[2]) „V. T." 2. Aufl., S. 19.

Der Unsitte gegenüber, über jeden Kram ein Buch zu schreiben, muß man recht zurückhaltend sein — im Kaufen. Ein gelehrt klingender Titel: Tabakologie, oder ähnlich, darf nicht bestechen, auch nicht die Kühnheit, mit der in solchen Schriften, die schon Monate lang vorher in Zeitschriften ausposaunt sind, die absurdesten Ideen als erwiesen dargestellt werden.[1]) Derartigen Bücherschreibern gilt als Grundsatz: nil dicitur, quod non dictum sit prius. Solche Schreiber oder deren Verleger gehören zu denen, die durch die Wissenschaft reich werden wollen.[2])

Gottsched gibt nun für die Bücherherausgabe besondere Regeln. Die Behandlung der Übersetzungen haben wir oben besprochen. Das Original darf bei derartigen Leistungen vor allem nicht geändert werden; mit besonderer Sorgfalt hat die Herausgabe alter Texte zu geschehen. Man soll auch das beachten, was ein Verfasser früher zwar vertrat, später aber veränderte.[3]) Vor allem fordert Gottsched die deutsche Sprache vom Schriftsteller, nicht nur deutsch, sondern rein deutsch, vernünftig rein deutsch! Gottsched sieht als ein Moment der Gelehrtheit einer Sprache an: daß in ihr viele gute Bücher geschrieben sind.

Die Bücher sollen nun, wenn sie empfehlenswert sind, fleißig studiert werden. An Herrn May schreibt Gottsched zu dessen Geburtstag: „So saß'st du bei den Büchern dein", ihn an seine Studien erinnernd. In der „Aufmunterungsrede an die Gesellschaft der freien Künste" empfiehlt er das Bücherlesen und das Reisen, da dadurch der Geschmack gebildet werde. Einen wohlgemeinten Rat über die Art und Weise der Lektüre eines Buches gibt Gottsched in der Vorrede zu dem ersten Teile der „Deutschen Schaubühne", indem er durchaus nicht die „Unart so vieler Leser" billigt, „nach welcher sie alle Vorreden der Bücher vorbeischlagen, und sich zu ihrem eigenen Schaden um die nützlichsten Nachrichten und Einleitungen nicht bekümmern, die ihnen darinnen gegeben werden".

Vor allem den Frauen empfiehlt Gottsched das Lesen von gelehrten Büchern, es sei dies besser als Spielen; und die Zeit, die man aufs Lesen verwendet, wird besser angewandt, als wenn man vor dem Spiegel steht, um seiner Eitelkeit Tribut zu zollen. Wenn

---

[1]) „V. T." 2. Aufl., S. 378 ff.
[2]) S. Gottsched-Halle 2, S. 77: „Gottsched als Übersetzer."
[3]) S. „Beiträge" IV S. 169, betr. „Günthers Gedichte".

eine Frau liest, soll sie nicht etwa Traumbücher lesen, die infolge Mißbrauchs der Buchdruckerkunst gedruckt werden und viel Abnehmer finden; aber auch keine törichten Romane, sondern vernünftige Bücher, wie sie die „Frauenzimmerbibliothek", die Gottsched den Lesern seiner „V. T." gibt, enthält. Flottwell gegenüber empfiehlt er, als jener bei ihm anfragt wegen eines „Registers leichter und vernünftiger Bücher für Frauenzimmer":[1]) für den Anfang den „Zuschauer", „die Belustigungen", die „Tadlerinnen", ferner Kanitz, Besser und andere Poeten.[2]) Der „Biedermann" zieht dann auch den „redlichen" Hans Sachs aus dem Dunkel und „Fischarts Ehezuchtbüchlein".[3]) Natürlich gehört auch ein Andachtsbuch mit zur Bibliothek, wie es z. B. der Vater der Marilis zu Weihnachten seiner Tochter mit auf den Tisch gelegt hat.

Der „Mißbrauch der Buchdruckerkunst" wird heute noch größer sein als zu Gottscheds Zeit. Ich erinnere nur an die Schundliteratur, an törichte Sachen, wie das 6. und 7. Buch Mose, wie sie auf Jahrmärkten verkauft werden 2c.

---

25. Kapitel.

Das „Akademische Frauenzimmer".

Von der „Frauenzimmerbibliothek" sprachen wir im letzten Teil des vorigen Abschnittes. Im Anschluß hieran sei nun das „Akademische Frauenzimmer" besprochen. Wir sahen oben bei der Frage nach der Mädchenerziehung, daß Gottsched für die Gleichberechtigung von Mann und Frau kämpft; dem Mädchen soll dieselbe Ausbildung zuteil werden, oder wenigstens zuteil werden können, als dem Knaben. Es liegt in der Konsequenz dieses Gedankens, daß sich ihm auch die Universität öffnet.

Die Bemühungen Gottscheds, in denen er von seiner Gemahlin unterstützt wurde, sollten Verstand, Herz und Willen der jungen Mädchen ausbilden, damit sie sich zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft, zu würdigen Gattinnen und vortrefflichen Erzieherinnen entwickelten. Dieses bezweckt vor allem der „Biedermann" und die „Tadlerinnen", demselben Zweck dienten dann die Über-

---

[1]) 13. VII. 1745. [2]) 28. VII. 1745, s. Krause.
[3]) Gottschedbiographie Reichels S. 247.

setzungen des „Zuschauers" und „Aufsehers", die teilweise, bezw. ganz aus der Feder seiner Frau geflossen sind. Der größte Wert ward auf Erlernung der Muttersprache gelegt; als gutes Übungsmittel diente aufmerksames Briefschreiben usw.

Besonderen Anklang fanden die beiden Gottscheds in Königsberg, wo sich eine ganze Anzahl junger angesehener Mädchen und Frauen von ihnen in das Reich der schönen Wissenschaften und Künste einführen ließ. Frau Gottsched führte die wissenschaftlichen Kränzchen nach französischem Muster in Deutschland ein.[1] Nach Gottscheds Abreise aus Königsberg übernahm dort Flottwell die Leitung der gebildeten „Frauenzimmerakademie". Aber auch Gottsched und seine Frau unterhielten noch Verkehr mit diesen Königsberger akademischen Frauenzimmern, gaben gute Ratschläge, sandten Musiknoten u. a.

Vielen Frauen fehlt nichts als Anleitung; sonst würden sie, schreibt Flottwell mit Bezug auf Keuschners Töchter, „des Vaters Geist im Reifrock kenntlich machen".[2] Zu Flottwells „Musenchor" gehörte auch Prof. Hartmann mit seinen beiden Töchtern.

Es herrscht in diesen Königsberger Kreisen ein äußerst zartes und angeregtes Familienleben. Vor allem zeigten die Schülerinnen Flottwells „nichts Blaustrümpfiges an sich, immer wieder leuchtete weibliche Anmut und Liebenswürdigkeit wie heller Sonnenschein hervor". In jenem eben angeführten Briefe schreibt Flottwell an Gottsched: „Die Gegenwart Ihrer Freundin[3] hat fürwahr viel Gutes gestiftet. Sie lesen gern, sie entschlagen sich des bisher gewöhnlichen schlechten, kindlichen Zeitvertreibs; die Natur zeigt sich in ihren edlen Gedanken fruchtbar ... Ich reize zum Lesen, Übersetzen und bin gar so verwegen, und prüfe das Gedächtnis über das Gelesene."[4] Der Hauptzweck war ja der, die Vorbedingungen für bessere Erfüllung des Mutterberufs zu berücksichtigen. Doch kennt Gottsched auch solche Frauenzimmer, die sich der Gelehrsamkeit ganz und gar widmen.

Nach dem „Biedermann" will er Frauenzimmerhochschulen gegründet wissen, und durch weibliche Professoren soll den schläfrigen und untüchtigen Hochschullehrern das Leben schwer gemacht werden.[5]

---

[1]) Siehe Scherl, „Blücher". [2]) 13. VII. 1745.
[3]) D. i. Frau Adelgunde.
[4]) Andre Briefe Flottwells 1. III. 45, 5. IV. 45, 22. II. 45, 17. XI. 44.
[5]) S. Gottschedbiographie Reichels S. 158ff.: Mädchenerziehung

Wenn Gottsched also diesen Gedanken ausspricht, so ist es ganz selbstverständlich, daß Frauen an der Hochschule studieren dürfen. Jenen reichen Mann auf dem Lande läßt er seine Tochter mit ihrem Bruder zusammen unter Aufsicht eines Hofmeisters auf die Universität schicken. Diejenigen Frauen, die mit Erfolg studieren, erlangen einen Grad — ganz mit Recht. Laura Bassi, die Naturforscherin, wurde in Bologna zum Dr. promoviert. Sie fragt darauf in einer Ode[1]) „die trägen Geister" an der Pleiße, warum sie denn zu diesem Ereignis geschwiegen hätten, ob aus Neid oder Mißgunst? Darauf wurde ihr in der „Zeitung von gel. Sachen" 1733 wahrscheinlich von Gottsched selbst, wenn auch aus Stralsund eingeschickt, in einer Ode geantwortet als einem „Wunder unsrer Zeit":

„Dein Loblied große Dichterin
Entgeistert unsern Geist und Sinn." (!)

Eine andre dieser verehrungswürdigen Damen ist die Zieglerin; wenn sie singt, stehen die Musen still voll Staunen und Bewunderung, ja sie ist schließlich selbst „die zehnte Muse". Gottsched schlug sie vor für die poetische Lorbeerkrone, sie wurde tatsächlich im Oktober 1733 für eine kaiserlich gekrönte Poetin erklärt und ihr ein Diplom ausgestellt.[2]) Der Gottschedin ist im Gegensatz zur Zieglerin[3]) das Geflunker mit emanzipierten Ideen fremd, sie war wohl freundlich, doch zurückhaltend im gesellschaftlichen Verkehr. Ihr Streben war gerichtet auf wahre Bildung und Gelehrsamkeit, sie mochte aber keinen Gefallen finden an der Promotion der Bassi, die die Zieglerin besungen hatte, sie spottet vielmehr darüber.[4])

Fénelons (1687), erstreckt sich auf junge „Damen". — Mädchenerziehung, angeregt im „Hamburger Patrioten" I, 23.

[1]) Abgedruckt in der „Zeitung von gelehrten Sachen" 1732 S. 918 ff.

[2]) Ebenda 1733 S. 830. [3]) Sagt Waniek.

[4]) Die Gottschedin war auch nicht einverstanden mit der „Deutschen Gesellschaft". Gottscheds Austritt aus derselben hatte seine tieferen Gründe — sagt Waniek S. 260 — in dem cherchez la femme (Zieglerin!). Reichel sagt im Vortrag „Gottsched, ein Kämpfer . . .": „Der Haß konnte bewirken, daß man die „Gottschedin" für größer hielt als Gottsched. Wenn die begabte Frau sich durch die Verachtung, in welche Gottsched durch zahlreiche Feinde gestürzt wurde, dazu verleiten ließ, an der Genialität ihres Gatten irre zu werden, so zeugt dies nur davon, daß sie nicht fähig war, die große Persönlichkeit des bestgehaßten Mannes seiner Zeit zu begreifen." — — Aber solche alberne Verhimmelung so wenig anziehender Frauen wie Bassi usw. mitzumachen, hat sie doch keine Neigung gezeigt.

Wir sahen schon jetzt bei der Bassi: Ist das Studium mit Erfolg gekrönt, so wird dieser manifestiert durch den erworbenen Titel. Die Bassi promovierte zum Dr., die Zieglerin zur poeta laureata coronotaque. Außer diesen Würden haben wir schon öfter von Magisterpromotionen gehört.

---

26. Kapitel.

Von den akademischen Würden.

Für die Erlangung der akademischen Würden stellt Gottsched als Regel auf: nicht aus Prahlsucht den Titel suchen, auch nach der Promotion bescheiden bleiben und etwas leisten, um seinem Titel Ehre zu machen. So sagt er im Gedichte: „An ein paar meiner Zuhörer bei ihrer Magisterpromotion“:

„Ihr nehmt den Lehrertitel
Wohl nicht aus Prahlsucht an: ihr braucht ihn als ein Mittel,
Das andren zeigen soll, was ihr euch wünscht, zu sein.
Was man nicht heute lernt, das kommt doch mit den Jahren.
Doch dient auch, wie ihr könnt, der Welt mit eurem Fleiß,
Lehrt andre, was ihr wißt, und nicht ein jeder weiß.
Wir müssen unser Pfand, das wir vom Himmel haben,
Nicht in den lockern Sand des Müßigganges graben.
Bestreitet überall das Vorurteil der Welt,
Die Philosophen nur für Grillenfänger hält,
Und lasset künftighin in Worten, Schriften, Werken
Ein philosophisch Tun und weises Wesen merken,
Denn wo nicht selbst die Tat von wahrer Weisheit spricht,
Da glaubt man Hut und Ring und allen Titeln nicht.“

In einem andren Gedicht: „Auf eines guten Freundes Magisterpromotion“,[1]) heißt es:

„Du nimmst den Lehrertitel zwar,
Doch sieht man dich bescheiden bleiben
Und nicht in der Pedanten Schar
Den Übermut aufs höchste treiben.“

Großer Fleiß ist Bedingung für die Promotion, so heißt es im Gedicht auf Menckens Magisterpromotion:[2])

„Die Lehrerwürde sei sowohl für deine Jugend,
Als manchem Alten sonst ein Lohn bekannter Tugend.

---

[1]) Reichel V S. 41 ff. [2]) Ebenda S. 54.

Man weiß, wie wohl du stets die edle Zeit verwandt,
Wie du bei Tag und Nacht nach Weisheit und Verstand
Und Wissenschaft gestrebt; ja wie so wenig Stunden
Dir in Ergötzungen und Zärtlichkeit verschwunden."

Eine Forderung Gottscheds, die etwas Neues in sich birgt, ist die gewesen, daß die akademischen Würden nicht nur den Meistern der griechischen und lateinischen Sprache zuzuerteilen sind, sondern auch denjenigen, die sich nur auf die gemeinen und pöbelhaften Sprachen legen, vor allem auf die Muttersprache.[1]) Die Formel bei der feierlichen Krönung zum Poeten war die: „... Ich erteile ihm auch ferner auf kaiserlichen und königlichen Befehl das Recht, in allen Städten, auf allen hohen Schulen des H. R. R. und sonst allenthalben, wo Künste blühen, frei und ohne Hindernis oder Widerspruch in der Dichtkunst zu lehren, zu lesen, zu schreiben und zu erklären und alles, was zur Dichtkunst gehört, auszuüben, ingleichen aber die Zierraten, Vorrechte ... zu genießen ..., denen sich die übrigen gekrönten Poeten ... zu erfreuen haben." Der wahre Weise aber wird nicht stolz durch die Krönung und kennt keinen Standesunterschied:

„Die Weisheit lehret uns, in allem Brüder sein,[2])
Indem, wo Weisheit gilt, der Stand kein Vorrecht heißt."

Über die Ämter, wie Rektorat,[3]) will ich hier nicht reden.

Noch zweier interessanter Gedichte will ich gedenken. „Als Herr Benjamin Gottfried Hommel 1734 zu Erfurt Doktor wurde", sang Gottsched:[4])

„Es steigt der stolze Kandidat
Mit größerm Trotz auf Themis Stufen,
Als hätt' ihn aller Götter Rat
Zur Zahl der Lehrer aufgerufen ...
Der neue Doktor nimmt ein Weib,
Die gern Barett und Schmaus bezahlet,
Wenn nur beim Liebeszeitvertreib
Ein Doktorring am Finger prahlet.
Ein Doktorkuß schmeckt zehnmal besser,
So denkt das zärtliche Geschlecht.
Und fände man auch dies nicht recht,
Ist doch der Rang der Frauen größer."

---

[1]) „Rede bei der feierl. poet. Krönung des Frhrn. Otto v. Schönaich", Reichel VI S. 227, vom Jahre 1752.

[2]) Elegie, Gedichte II S. 583.

[3]) Gottscheds Rektorat und Friedrich der Große, s. Danzel S. 283.

[4]) Bei Schwabe S. 205.

Als ein geschickter Rechtsgelehrter den Doktorhut erhielt, dichtet Gottsched:[1])

„Was Rang und Ansehn gibt,
Ist unsrer stolzen Zeit weit mehr als je beliebt.
Man borgt und bettelt Geld, dafür zu promovieren[2])
Und hungert herzlich gern, den Staat nur auszuführen.
Kein Wunder, daß hernach, wer schwere Beutel hebt,
Der armen Kunst zum Trotz bei reicher Torheit strebt.
Und weil die Jungfern auch nach Rang und Titel wählen,
Sehr viele Hut und Ring, die Frau zu äffen, stehlen,
Daher entsteht denn auch ein großer Übelstand:
Der Graduierten Zahl nimmt täglich überhand."

---

27. Kapitel.

Abschluß.

Es können und sollen nicht alle Menschen studieren, aber diejenigen, die diesen Bildungsweg einschlagen, sollen etwas Tüchtiges leisten.

Durch die hohen Schulen wird das wissenschaftliche Leben, das Niveau der niederen Schulen reguliert, die Lehrer bringen die Früchte vom Studium mit, um sie aufs neue als Saat auszustreuen.

Durch die Schulen kommen die wissenschaftlichen Ideen in die Häuser, wo die Mutter waltet als Hüterin der Seelen der Kinder, als philosophische Erzieherin der Jugend, und wo vor allem auch die Mädchen zu ihrem späteren Mutterberuf oder — falls sie geeignet sind — zu ihrem sozialen Beruf herangebildet werden sollen.

Den Schülern, die sich nicht der Gelehrsamkeit widmen wollen, sollen durch Realunterricht die Unterlagen zum praktischen Beruf beigebracht werden; es ist ja nicht nötig, daß jeder studiert haben muß. Die Hauptsache ist, daß er im Leben seinen Mann stellt.

In Schule und Haus soll ein vaterländischer Geist herrschen; die Erzieher sollen gute Exempel abgeben, daheim soll echte Gattenliebe und Kindesliebe zu finden sein.

Die Kinder sollen von Stufe zu Stufe den bewährten Exempeln nachstreben, sie sollen dazu von Jugend auf angehalten werden. Ihre

---

[1]) Bei Reichel V S. 228.

[2]) Man erinnere sich an die hungrigen Poeten in der Liebesbrieffabrikation. („V. T." 2. Aufl., S. 400).

zukünftige Bestimmung soll ihnen abgelauscht werden, im „Spielgarten" sollen sie lernen ohne Qual, durch anschaulichen Unterricht, der die Kinder auf alle Kleinigkeiten achten lehrt.

Es gilt, durch die vernünftige Erziehung die Sittlichkeit zu heben — gute Menschen zu schaffen, die nicht nur für sich leben, sondern für das Wohl der Menschheit. Wahre Befriedigung gibt erst das Arbeiten für andere.

Nützt jeder seine Fähigkeiten aus, so geschieht dem Staate sein Bestes, dessen beste Stützen Fleiß und Arbeitsamkeit sind. Ist man den Hindernissen gegenüber ausdauernd und fleißig, so hat man sie schon halb besiegt. Die spätere Erfahrung wird bestätigen, wie gut es ist, daß man sich hat ausbilden lassen.

Das ganze Leben soll eine Schule der Vernunft und Tugend sein; es gilt, die Tugend zu lieben, wie oft sie auch unbelohnt bleibt. Entgegen den irdischen Genüssen gibt die Tugend wahre Zufriedenheit; und schließlich entspricht dem Irdischen ein Jenseits, und nur Tugend folgt dem Tode nach.

„Es wird wohl dabei bleiben, daß wir dermaleinst von einem jeden Worte werden Rechenschaft geben müssen." Da ist es denn gut, öfters an den Tod zu denken, statt den wollüstigen Geist in ungestörter Zufriedenheit zu lassen. „Es gibt allerhand Mittel, die uns das Christentum vorschreibt als Vorbereitung auf den Tod, die dem Gemüte merkliche Erleichterung verschaffen. Wohl dem, welchem der Tod eine Pforte zu einem glückseligen Zustande werden kann!"

Lebenslauf.

Ich, Alfred Ernst Römer, wurde am 3. Dezember 1887 in Elsterberg i. V. geboren als Sohn des dortigen Oberpfarres Römer. Nach dem Besuche der Bürgerschule bestand ich Ostern 1899 die Aufnahmeprüfung für die Quarta des Gymnasiums zu Zwickau, wo ich dank der Vorbereitung durch meinen Vater trotz meiner Jugend den Anforderungen gewachsen blieb. Als im Jahre 1901 der Rektor, Herr Prof. Dr. Gerth, nach Leipzig übersiedelte, folgte ihm Herr Prof. Dr. Opitz in seinem Amte nach, dessen Wohlwollens ich mich noch heute rühmen darf. Ostern 1906 verließ ich nach bestandener Reifeprüfung die Anstalt, um nunmehr an der Universität Leipzig Theologie und Philosophie zu studieren. Als im Oktober 1907 mein Vater starb, ging mir zugleich auch das Elternhaus verloren. Infolge eigner Erkrankung sah ich mich genötigt, meine Studien in Leipzig zu unterbrechen, und studierte im Sommer 1908 in Zürich. Im Winter 1908 ließ ich mich abermals in Leipzig immatrikulieren. Gehört habe ich während meiner ganzen Leipziger Studienzeit Vorlesungen bei den Herren Dozenten: Brahn, Brieger, Dieterich, Döllken, Fischer, Gregory, Guthe, Hauck, Hermelink, Heinze, Heinrici, Hofmann, Hoffmann, Hunzinger, Ihmels, Jeremias, Gardthausen, Kirn, Kittel, Köster, Leipoldt, Merker, Rendtorff, Rietschel, Studniczka, Thieme, Volkelt, Windisch, Windscheid, Wundt. An Übungen habe ich teilgenommen bei den Herren Dozenten: Brieger, Guthe, Heinrici, Hofmann, Hölscher, Jeremias, Kirn, Kittel, Rietschel, Seeliger, Thieme. Als Mitglied des Theologischen Studentenvereins (Leipziger Verband) fand ich treue Freunde in diesem Kreise. Die Leitung des in den Händen dieses Vereins liegenden Kindergottesdienstes der Erlöserkirche wurde mir im Winter 1908 übertragen. Zu gleicher Zeit war ich Senior des homiletischen Seminars. Infolge des Wohlwollens der Herren Dozenten der

3 0112 053557788

theologischen Fakultät durfte ich im Hause vieler dieser Herren Professoren verkehren. Im Sommer 1909 bestand ich meine 1. theologische Prüfung zu Leipzig. Nach Beendigung der theologischen Studien widmete ich mich besonders dem Studium der Philosophie. Seit Oktober 1909 bin ich als Lehrer an der höheren Knabenschule zu Schkeuditz tätig und liege mit großer Freude meinen Aufgaben als Lehrer und Erzieher ob.

An dieser Stelle möchte ich noch allen meinen verehrten Lehrern für die vielen Anregungen und die reiche Förderung meiner Studien danken. Insonderheit gilt mein Dank dem Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Volkelt, auf dessen Anregung die vorliegende Dissertation zurückzuführen ist, sowie den Herren Prof. Dr. Meumann und Prof. Dr. Seeliger, die mir ebenfalls in wohlwollendster Weise bei den Vorbereitungen zu meiner Promotion hilfreich zur Seite standen.